



SECÇÃO GRAFICA

Departamento de Cultura

Restaurado e Encadernado

em 26,4 / 1939

Ex Libris

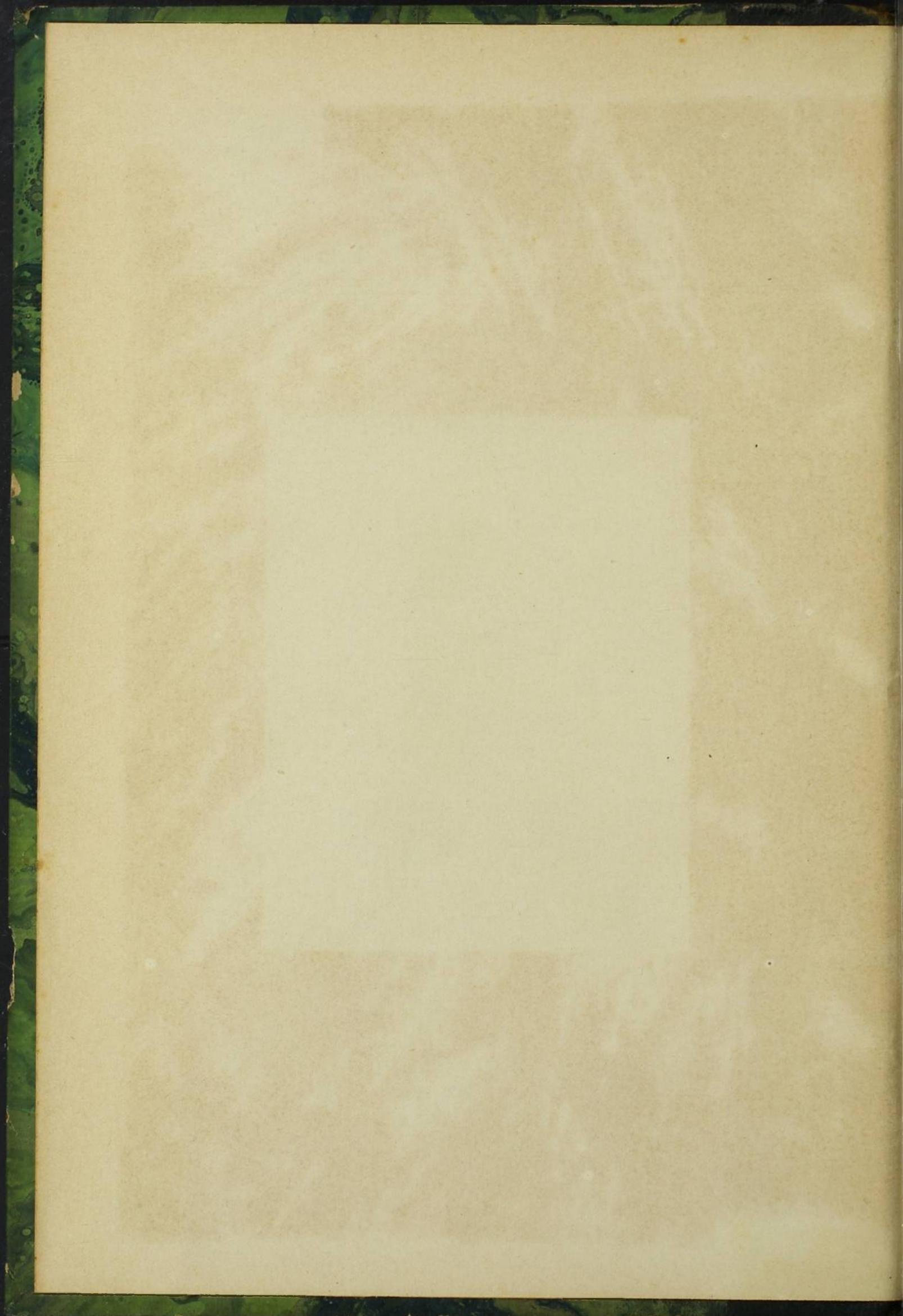


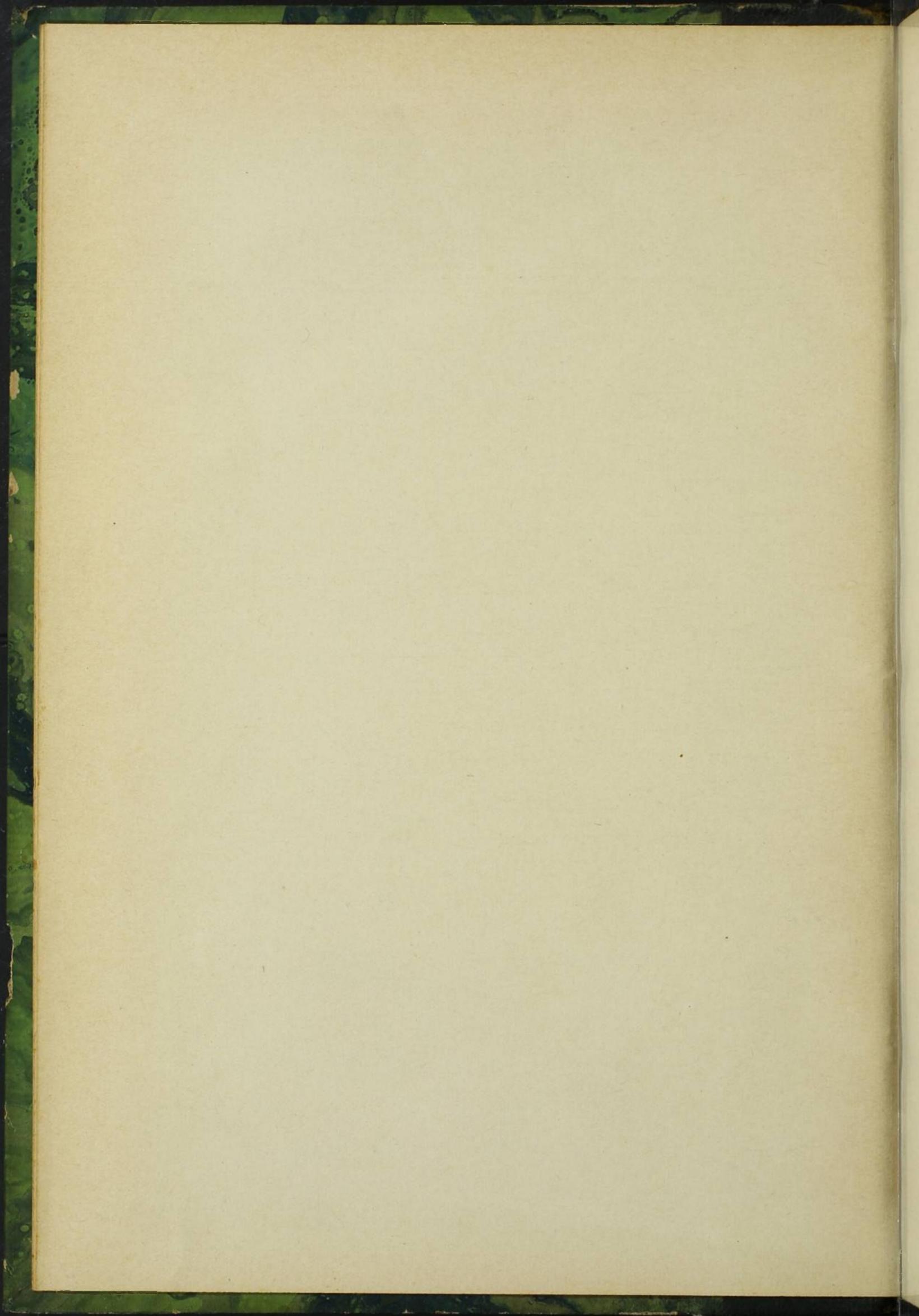
Rubens Borba
Alves de Moraes

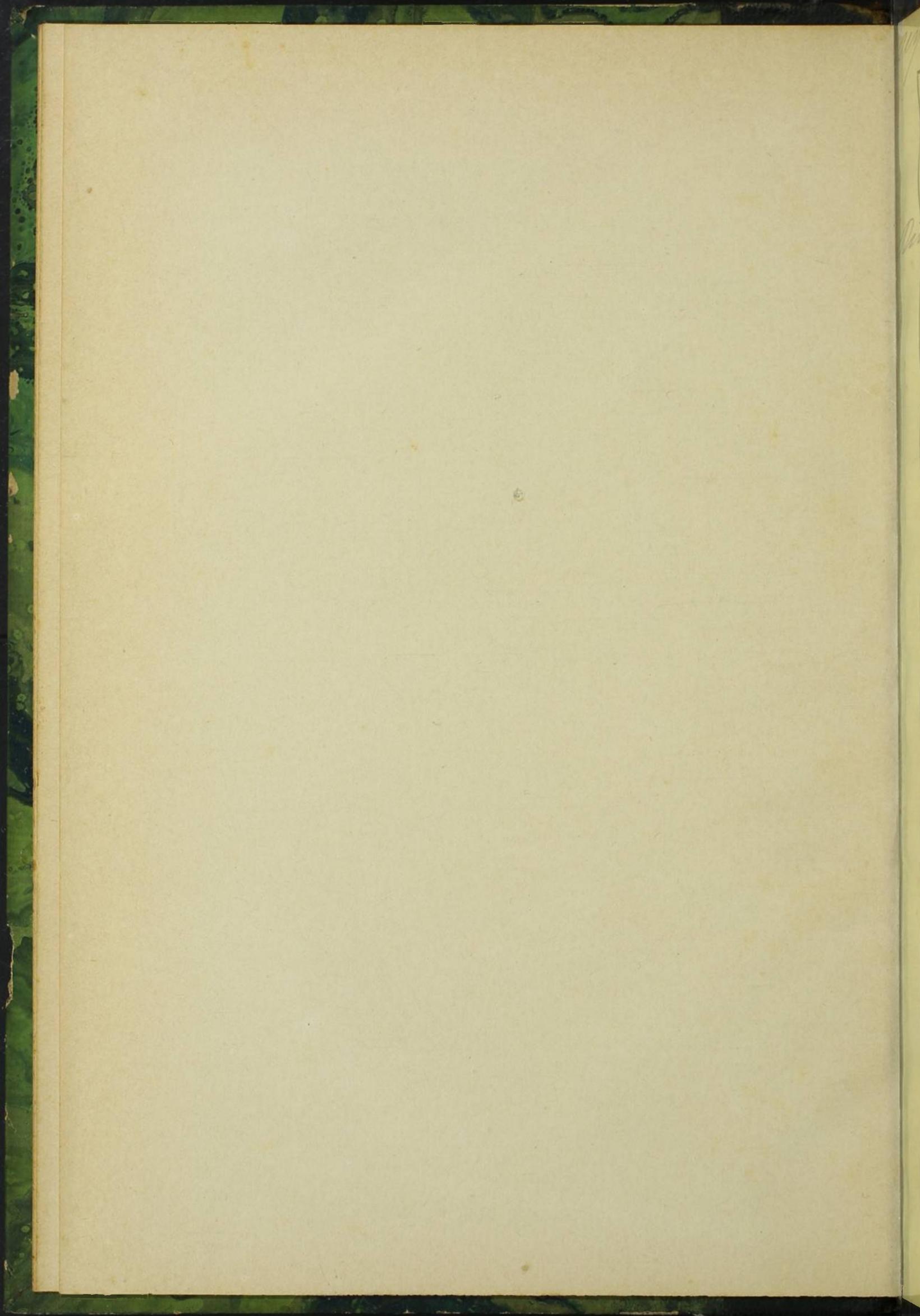
Le ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin







Respostas a respeito do
Assonares Commercial
de Paulo

EXPEDITION DER
„ALLGEMEINEN DEUTSCHEN ZEITUNG FÜR BRASILIEN“

Die Ann. Mai 1881

ÜBER

HANDEL UND WANDEL

IN

BRASILIIEN

JOURNALISTISCHE SKIZZEN

VON

FERNANDO SCHMID

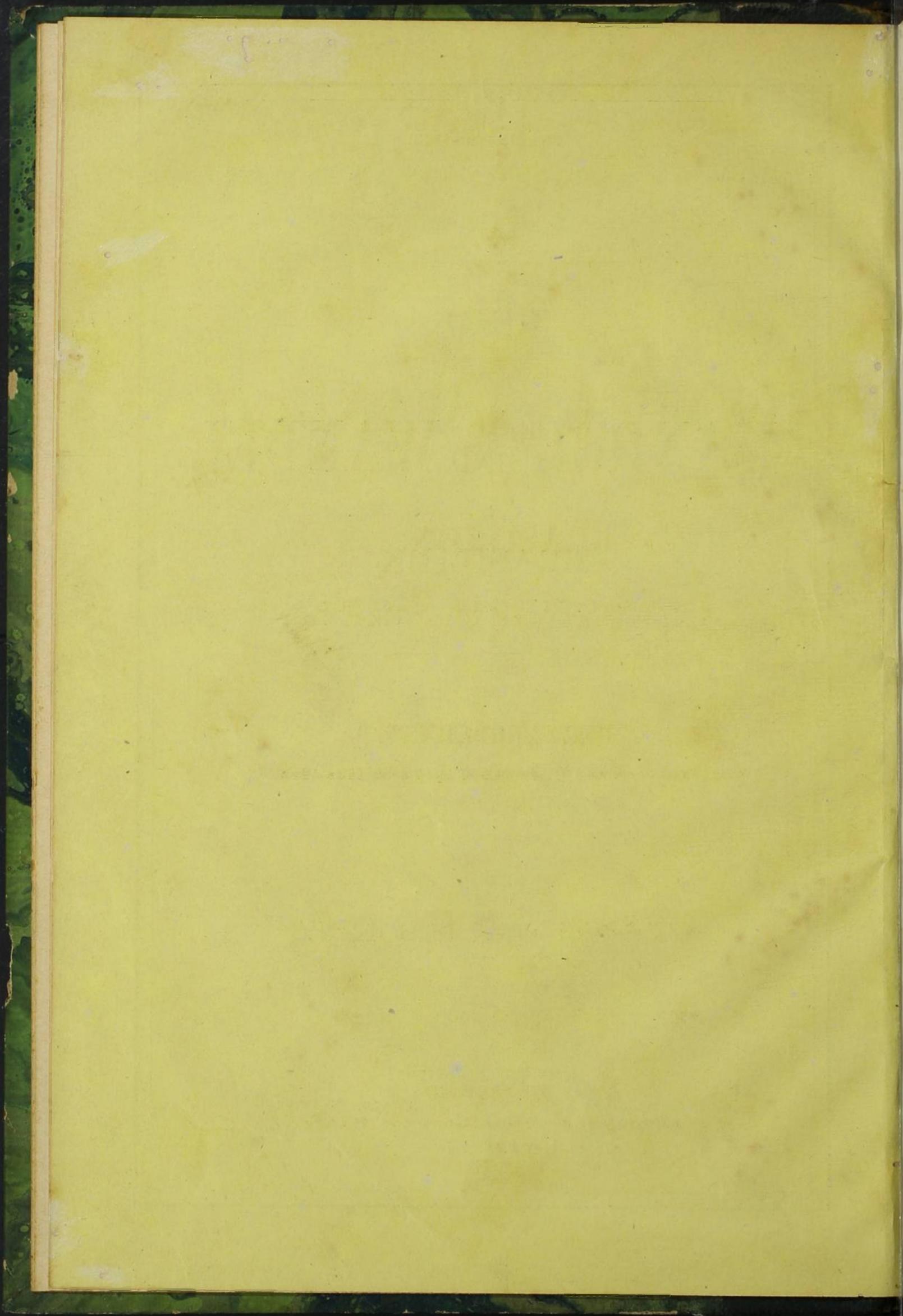
OESTERR:-UNGAR: GENERAL CONSUL ad HONORES.

„AMICA BRASILIA, SED MAGIS AMICA VERITAS.“

RIO DE JANEIRO:

Buchdruckerei von Lorenz Winter

1881



EXPEDITION DER
„ALLGEMEINEN DEUTSCHEN ZEITUNG FÜR BRASILIEN“

ÜBER
HANDEL UND WANDEL
IN
BRASILIEN

JOURNALISTISCHE SKIZZEN

VON

FERNANDO SCHMID

OESTERR:-UNGAR: GENERAL CONSUL ad HONORES.

„AMICA BRASILIA, SED MAGIS AMICA VERITAS.“

RIO DE JANEIRO:
Buchdruckerei von Lorenz Winter

1881

In der That ist die Natur der Dinge
 nicht so einfach, wie wir uns vorstellen
 und die Welt nicht so einfach, wie wir
 sie sehen. Die Natur ist ein
 unerschöpfliches Feld der
 Forschung und der Entdeckung.
 Die Welt ist ein unerschöpfliches
 Feld der Erfahrung und der
 Erkenntnis.

VEREINIGTE VERLAGS-ANSTALTEN

Leipzig, den 1. März 1881.

VERLAGS-ANSTALTEN

1881

VORWORT.

Die nachfolgenden Aufsätze sind für die hier erscheinende „Allgemeine Deutsche Zeitung für Brasilien“ geschrieben worden. Zu dem vorliegenden Separat-Abdrucke veranlassten den Verfasser einzig und allein die im Verlaufe seiner Arbeit durch einen Theil der deutschen Presse verbreiteten, auf Brasilien bezüglichen irrtümlichen Ideen. Dennoch hätte er dieselben nicht berührt, wenn sie nicht in die nächste Gegenwart einschlugen, einer Propaganda gewidmet, die mancherlei Enttäuschungen bitterster Art nach sich ziehen könnte. Auf mehreren dieser Blätter werden die Bestrebungen des „*Berliner Central-Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande*“ bekämpft, aber es geschieht dieses ohne die mindeste Beimischung von Gehässigkeit. Der Verfasser weiss, dass genannter, mit den besten Absichten ausgerüsteter Verein Persönlichkeiten höchster Respectabilität in seinen Reihen zählt, und er nähert sich ihnen nur mit jener Höflichkeit, die zwar seine Ueberzeugungen und Erfahrungen nicht zu unterdrücken vermag, die er sich aber als Mensch und als Journalist zur Regel gemacht hat.

Dass er weder Unfehlbarkeit beansprucht, noch durch die in Berlin angeregten Pläne in seinem eigenen Lebensgange irgend

gefördert oder gestört werden kann, das hat er, § 20, deutlich erklärt. Zur Verwunderung gereicht es ihm, dass das unter dem Titel „*Export*“ erscheinende Pressorgan des Berliner Central-Vereins alle Diejenigen, die mit dessen Lieblings-projecten nicht einverstanden sind, kurzwegs als „*Intriganten*“ abfertigt, vergessend dass nur ruhige, durchaus objectiv gehaltene Besprechungen am Platze sind, wenn es sich, auf dem kaufmännischen Terrain um schwerwiegende Interessen, in Colonisations - Angelegenheiten aber um das künftige Wohl oder Wehe von Hunderttausenden handelt.

Rio de Janeiro, im Mai 1881.

F. S.

Unter der Rubrik Handel und Wandel in Brasilien gedenken wir unsern Lesern nach und nach verschiedene Skizzen aus der Gegenwart vorzulegen, und besprechen zunächst commercielle Zustände, ohne den thörichten Glauben zu hegen, den zähen Stoff in seinen mannigfaltigen Ablagerungen auf magistrale Weise bewältigen zu können.

In einem Lande, dessen ganzer Wohlstand, ja dessen ganze Existenz zur Zeit noch sozusagen ausschliesslich auf der Bodencultur beruht, und welches, in seiner ungeheuren Ausdehnung, muthmaaslich noch Jahrhunderte hindurch an keiner Uebervölkerung leiden, sondern, im Gegentheil, nach immer neuen Arbeitskräften verlangen wird, um den Gottessegnen seiner Fruchtbarkeit zu verwerthen — in einem solchen Lande werden sich die rein industriellen Unternehmungen zu einer untergeordneten Rolle bequemen müssen, und, trotz der colossalen Einfuhrzölle, nur in einzelnen Fächern mit der auswärtigen Concurrrenz Stich halten. Wir sagen absichtlich „Einfuhr“- und nicht etwa „Schutzzölle“,“ denn an einen systematischen Schutz der nationalen Gewerbe ist bis jetzt so wenig wie an Freihandel gedacht worden, oder konnte höchstens in platonischem Sinne gedacht werden, weil der Staat oder — wenn man will — die Regierung vor allem Uebrigen für den eigenen Schutz sorgen muss, und die Essenz aller Lebensfähigkeit einstweilen nur aus den Zollkassen zu schöpfen weiss. Das vor Kurzem von dem französischen Ministerpräsidenten Herrn von

Freycinet gesprochene Wort: „Jede Erleichterung, die man dem Lande verschafft, verwandelt sich sofort in eine neue Anstrengung, einen neuen Fortschritt,“ ist hiesigen Ortes noch nicht muster-gültig. Indessen wollen wir uns nicht mit einer starren Politik beschäftigen, sondern nur auf die naturgemässen und zahllosen Bedürfnisse hindeuten, welche, unter obwaltenden Verhältnissen, einzig und allein durch das Ausland gedeckt werden können, und unseren dem überseeischen Handel geöffneten Hafenstädten den Charakter mehr oder weniger wichtiger Stapelplätze verleihen.

Gleich ausgetrockneten Pflanzen schmachten die meisten der brasilianischen Geschäftszweige nach erfrischenden Regengüssen, aber, wo solche ab und an kommen, sind sie von kurzer Dauer, und dienen dann auch dem wuchernden Unkraute zu neuem Wachs-thum. Doch lassen wir die Hyperbeln und fassen einzelne Re-formen in's Auge, die, allgemein als dringende Nothwendigkeit anerkannt, dennoch in ihrer praktischen Durchführung auf schwer zu überwindende Schwierigkeiten stossen. Predigen nützt freilich wenig; wir wissen das wohl und wissen ebenfalls, dass man unsern Rathschlägen kein williges Gehör schenken wird, schon des-halb nicht, weil wir für unsere Wirksamkeit auf die Spalten dieses Blattes angewiesen sind und also, als blosse Theoretiker, an dem nun einmal Bestehenden zwar rütteln, dasselbe aber nicht um Zollsbreite vom Flecke rücken können. Im günstigsten Falle dürfen wir hoffen, schon oft dagewesene Anregungen in bereits erkaltete Erinnerung zurückzurufen; und daraus, dass wir selber in unsern Anregungen nicht ermüden werden, soll für uns die Genugthuung erwachsen, nur bestgemeinte Absichten bekundet zu haben.

II

Krieg oder Pestilenz wären für das schöne Brasilien lange nicht so schlimm, wie eine plötzliche Verwüstung der Kaffeepflanzungen durch eine neue Species von *Phylloxera*. An eine solche Eventualität wagt man überhaupt noch gar nicht zu denken, gerade weil mit der enormen Kaffee-Production Gegenwart und Zukunft auf das engste verknüpft sind. Und nun sollte man

glauben, dass durch die bis jetzt von Jahr zu Jahr sich vergrößernden Ernten namentlich das hiesige Import-Geschäft den sichtbarsten Impuls empfangen, und nicht allein durch geregelte Valuta-Verhältnisse, sondern durch eine immer allgemeiner werdende Prosperität gehoben und gekräftigt werden müsste. — Es ist dem nicht also. — Wir gehen an dieser Stelle nicht näher ein auf die Entwerthung der Landesmünze, besser gesagt des Papiergeldes, und auf dessen abenteuerliches, jeder soliden Berechnung spottendes Hin- und Herschwanken. Staatsmännische Klugheit hätte einem chronisch gewordenen Übel vorbeugen können; jetzt kömmt alles Jammern zu spät, und Jeder hat sich mit der Bescheerung einer gefahrschwangern Sachlage zu begnügen, als Opportunist oder als Pessimist, je nach Convenienz und Temperament. Immerhin bleibt es überraschend, dass trotz der progressiven Ausbeutung des Bodenreichthums gewisse frühere, sehr ungesunde Zustände sich nicht nur nicht verbessern, sondern immer schroffer und unerträglicher hervortreten. Der Consumo hält nicht Schritt mit der Landesproduktion. Unläugbar allerdings ist der durch Eisenbahnen, Dampfschiffahrt, durch immer häufiger werdenden Contact mit dem Auslande, durch Verfügungen mancher Art bewirkte civilisatorische Aufschwung, allein langsamer als anderswo brechen sich moderne Anschauungen Bahn, und unfern der Meeresküste versickert die atlantische Strömung in noch urbar zu machende, unabsehbare Wildniss. Wir gelangen, wenn wir die Provinzen bereisen, sehr bald an eine noch scharf gezogene Culturgrenze, und ausserdem haben wir die natürliche Genügsamkeit des Brasilianers zu berücksichtigen, eine an sich vortreffliche Eigenschaft, welche als hervorragendes Verdienst durch vereinzelte Ausnahmen nicht geschmälert wird. Als vermittelndes Organ zwischen dem urwüchsigen Landesinsassen und dem städtischen Ansiedler betrachten wir unsre grossen, den Handelsbetrieb speisenden Plantagenfürsten, denen wir gleichfalls Einfachheit der Sitten als nicht zu verkennende Tugend hoch anrechnen. Dabei aber will es uns bedünken, als ob der immer noch maassgebende Feudalismus allmählig der dunkeln Ahnung anheimfalle, der Culminationspunkt seiner Gewalt sei entweder schon da, oder sei nicht mehr in weite Ferne gerückt.

Wenn diese Hypothese eine richtige ist, so leiten wir daraus das Faktum ab, dass unsre in den fruchtbarsten Distrikten hunderttausenden Potentaten und Sklavenhalter, und von letzteren auch diejenigen kleineren Styles, die Erweiterung und äusserste Ausnutzung ihrer Domainen und damit die Vermehrung ihrer Leibeigenen als ihre absolut tagesgemässe Aufgabe auffassen, und einen Weg einschlagen, der späteren Generationen nicht mehr offen sein dürfte. Hier gehorchen sie, was Stellung, politischen Einfluss und persönliches Vollgefühl anbetrifft, einem durchaus logischen Ideengange, jedenfalls für sich selber, und wahrscheinlich auch noch für ihre nächsten Sprösslinge. Denn, was da kommen muss und kommen wird, verursacht vor der Hand noch wenig Graus und hat für die Gegenwart um so geringere Geltung, als zu einigen Jahrzehnten sich immer noch ein paar andere gesellen können, bis endlich Katastrophen, die zwar von den nicht ganz Blinden und Verstockten nicht mehr wegphilosophirt werden, wirklich heranzutreiben. Sei dem wie ihm wolle: Die Freude an territorialem Besitze ist durchschnittlich lebhafter, als das Verlangen nach Luxus, und die gepflückten Früchte reizen zu consequenter Vervielfältigung. An und für sich ganz richtig, wenn nur die fatale Negerfrage nicht wäre. — Wir aber ziehen daraus den Schluss, dass Rio de Janeiro und auch andere unserer Importmärkte die Verbrauchs- und Zahlungsfähigkeit des Hinterlandes wesentlich überschätzen und, abgesehen von sonstigen Mängeln und Gebrechen, an einer Plethora laboriren, welche durch Palliativmittel weitergeschleppt wird, bis periodisch auftauchende Krisen zwar gebieterisch zu rascher Einsicht mahnen und geleiten, aber gemeiniglich ebenso rasch wieder vergessen werden.

III

Erwähnte Plethora ist freilich schon seit langen Jahren der Gegenstand allgemeiner Klage. Die von der Regierung beliebte, mit unbeugsamer Hartnäckigkeit in's Werk gesetzte Erhöhung der Einfuhrzölle, das Weichen der Wechselcourse, die immer knapper werdenden finanziellen Platz-Ressourcen — nichts ver-

mochte die sich mit allzugrosser Beharrlichkeit aufbürdenden Zufuhren zurückzudämmen. Die Erklärung dafür liefern uns zwei Faktoren: Ueberproduktion europäischer Manufakte und maasslose Concurrrenz. Beides muss man hinnehmen, wie es einmal ist. Würde die Hälfte der fremden Kaufmannschaft durch Epidemien hinweggeräumt, binnen Monatsfrist wären die Lücken wieder ausgefüllt, ja es gäbe der nachrückenden Truppen genug, um an Ersatzmännern für immer neue Opfer keinen Mangel eintreten zu lassen. *Vivere militare est*, hat schon Seneca gesagt, und ähnlich äusserte sich, als er in seinen alten Tagen auf dem Misthaufen sass, der arme Hiob. In Brasilien fehlt es an rohen Arbeitskräften und an Capital, doch nicht an Geschäftsleuten, alten wie jungen, enttäuschten wie enthusiastischen, die vor keiner Gefahr zurückschrecken. Damit haben wir den Finger gelegt auf eine Wunde, die sich von Tag zu Tag, wenn auch nicht jedem Auge sichtbar, vergrössert, deshalb vergrössert, weil die gegebenen Heilmittel nicht ausreichen, weil die vorhandenen Hilfsquellen nicht alle Saaten befruchten können und nach und nach versiegen müssen; eine Wunde, die zu Zeiten vernarbt, dann wieder blutet, und endlich in ein hässliches, klaffendes Geschwür ausartet.

Auf magere Jahre folgen bisweilen fette, und dass auch diese für unsere Geschäftswelt oft dagewesen sind, dass sie sogar wiederkommen können, stellen wir nicht in Abrede, werden sie aber als ausserordentliche, besonderen Ursachen zu verdankende ansehen, so lange das jetzt herrschende Creditsystem nicht in Schranken zurückgedrängt wird, wie sie uns durch die Pflicht der Selbstvertheidigung und Selbsterhaltung vorgeschrieben zu sein scheinen.

Dass dieser oder jener Importeur bei liberalsten Terminverkäufen schliesslich doch seine Rechnung fand, dass seine faul gewordenen Ausstände höchstens ein gelindes *delcredere* verschlangen, dass seine Prosperität gerade dann Wurzeln fasste, als nur auf gegenseitige Ehrlichkeit hin, auf Handschlag ohne Empfangsbescheinigung operirt wurde, und ein mündliches Versprechen mehr galt, als ein correct aufgemachtes Schriftstück — das Alles beweist uns nichts, und kümmert uns nicht, da wir uns nicht mit den Vorzügen der Vergangenheit beschäftigen wollen,

sondern mit den Nöthen der Gegenwart. Es verändern sich sowohl die Gewohnheiten einzelner Individuen, als die Physiognomie ganzer Städte. So z. B. hat Rio de Janeiro an seiner früheren geographischen Bedeutung insofern Abbruch erlitten, als die vermehrten Dampfschiff-Verbindungen andern Häfen des Kaiserreiches ihren direkten Verkehr mit Europa und Nordamerika für Ein- und Ausfuhr immer mehr auszudehnen gestatten. Die Metropole gewann durch ein Netz von Eisenbahnen, das schon ziemlich tief hineinreicht in das Hinterland, doch frischen Datums ist, und in dem grössten Theil seines Reviers mit sehr weiten Maschen Wüsten überspannt, die zur Zeit wenig Gutes erzeugen und noch weniger in sich aufnehmen. Hauptsächlich zu statten kommt es den Kaffee Distrikten, und diese sind es wieder, die, durch *Negerarme* ausgebeutet, bis jetzt in der Blüthe stehen, deren Aroma sich wohlthätig über das ganze Land verbreitet. Wir wiederholen es: Krieg und Pestilenz, Alles eher als eine Kaffeekrankheit. Aber selbst ohne eine solche, was würde aus uns, wenn die Neger, deutlich gesprochen, wenn unsere 1,500,000 Sklaven alle frei, und — was damit zusammenfiel — sich gegen jede Arbeit sträuben würden?...

IV

Unwillkürlich streifen wir hier, von einer finstern Betrachtung bemeistert, an ein Thema, welchem wir etwas später Ausführlicheres zu widmen gedenken. Vorläufig knüpfen wir den Faden unserer Studien wieder an die Behauptung oder Voraussetzung, dass der hiesige Importhandel in seinen riesigen Proportionen nicht genugsam genährt wird durch die in den möglichen Proportionen nicht minder riesige Kaffee-Produktion. Jedes Jahr bringt nur *Eine* Ernte, unsre Hoffnung und unser Heil, und in Erwartung dieses Mannas unterzieht man sich willig jeder Geduldsprobe. Zwar ist das Binnenland in geschäftlicher Hinsicht für den fremden Grosshändler, mit Ausnahme der Portugiesen, die sich mit der nativistischen Bevölkerung leicht amalgamiren und verständigen, eine *terra incognita*; er creditirt nur dem Platz-

kunden, den er überwachen zu können glaubt. Und wenn sich unter diesen vorwiegend portugiesischen, doch theilweise auch brasilianischen Clienten nicht Firmen fänden, die das Lob äusserster Respectabilität zu erlangen, sich ein beinahe grenzenloses Vertrauen zu erwerben wussten, — wir hätten Calamitäten erlebt, schlimmere, tiefer einschneidende als die, welche wir bis zu der heutigen Stunde zu beklagen haben, und die das gewöhnliche Maass der Dinge schon sehr stark überschreiten. Andererseits aber — vergessen wir das nicht — hätten solche Cataclysmen Manches verhütet, was nicht ausbleiben kann, und unser Importmarkt wäre ruhiger, solider, lucrativer geworden. Die Anzahl derjenigen den Provinzialkäufer versorgenden Zwischenhändler (*casas intermediarias*), welche im Rufe der Unerschütterlichkeit stehen, ist eine geringe. Umsomehr wird ihnen Alles mundgerecht gemacht, zumal da, wo sie momentane Bedrängnisse wegschaffen sollen. Was sie alsdann verlangen: Billigkeit der Waaren oder hohen Disconto, es wird ihnen gewährt. Auch sonst sind der Vortheile genug auf ihrer Seite. Der Importeur übernimmt für seine Waarenbeziehungen feste Engagements, die er genau einhalten muss; es ist ihm, Angesichts der entsetzlichen Theuerung des hiesigen Lebens, der complicirten Organisation, welche sein Geschäftsbetrieb erheischt, nicht einmal vergönnt, letzteren *ad libitum* einzuschränken, weil eben vorerst seine Spesen verdient werden sollen, und hier Alles so sehr auf Schrauben gestellt ist, dass gar zu kleine Umsätze wenig oder nichts eintragen. Er muss ferner gegen sein gutes, baar ausgelegtes Geld seine Waaren einverzollen, was deren ursprünglichen Werth um 60 bis 100 pCt. in die Höhe schnellt. Man erkenne daraus, welcher Kraft er benöthigt ist, um nicht zu erlahmen, und wehe ihm, wenn er schon vor dem gähnenden Rachen der Douane erlahmt und deren ruinöse Hospitalität beansprucht, bis es ihm gelingt, sein Eigenthum auszulösen! Und nur im Vorbeigehen erwähnen wir der namenlosen Chicanen und Widerwärtigkeiten, welchen er in den Räumen der fast souveränen Zollbehörde zu begegnen hat, deren Programm „Erpressung“ heisst, und die in jedem Kaufmann einen geborenen Schuggler, wo nicht einen abgefeymten Spitzbuben wittert. Auch nur im Vorbeigehen sei leise gemurmelt, dass sich

bis jetzt jede *provisorisch* sein sollende, auf geschickte oder plumpe Weise bemäntelte Aufbauschung des Zolltarifes in ihrer Gesamtwirkung als eine permanente in des Landes Mark einzufressen gewusst hat.

Solchen Misslichkeiten reihen sich dann noch die Manövers wirklicher und unverthilgbarer Schmuggler an, und als noch unliebsamere Beigabe die unter vorherrschenden Conjunctionen wol kaum heilbaren Gebrechen des Courses, welche uns an eine wurmstichige Treppe gemahnen, auf deren verrätherischen Stufen wir hin- und herbalanciren. Uebrigens wird das tägliche Waaren-geschäft durch keinerlei Einstandspreise wahrhaft geregelt, sondern durch Angebot und Nachfrage. Nur selten zeigt sich letztere geschmeidig, nur dann, wann der gewünschte Artickel unentbehrlich und nicht abundant ist, oder durch die hundertköpfige Concurrenz einer richtigen Schätzung unterworfen und demgemäss über Wasser gehalten wird.

V

Heutzutage sind für ein gut fundirtes, einigermaassen feuer- und wasserfestes Importhaus Capitalien erforderlich, vor deren blosser Nennung man sich in früheren, mehr patriarchalischen Zeiten, bekreutzt haben würde. Denn man pflegte nach Brasilien auszuwandern, um in der Verbannung für spärlich Ausgesäetes Erkleckliches einzuheimsen, und Das war das Richtige. Von Landeskindern oder portugiesischen Speculanten aufgespeicherte Ersparnisse, im Sklavenhandel erworbene Reichthümer suchten Verwendung, und mancher Fremdling brauchte nur ein offenes Magazin zu miethen und mit ein paar Dutzend Kisten auszuschnücken; es wurde nicht lange gefragt, ob und was darin stecke. Man war eben kaufmännisch etablirt, und fand Geld gegen seine Unterschrift. *Tempora mutantur et nos mutamus in illis.* Banken, Aktien-Unternehmungen jeder Cathegorie schossen wie Pilze empor als Zufluchtsstätten für die gemünzte oder schon zu Papier verwalzte Himmelsspende, Börsenschwindel bemächtigte sich vieler Gemüther, Rückschläge folgten als naturgemässe Erscheinungen, und damit auch gelegentliche Geldklemmen, doch

immer noch war der bedächtige Geschäftsmann nicht ohne Anhalt, nicht überall nur gegen Caution creditfähig, und erst seit Mai 1875 hat der Zusammenbruch einiger Bankinstitute in dieser Richtung einen Rigorismus hervorgerufen, der sich an dem legitimen Handel für das rächt, was nicht er, sondern Thorheit, Blindheit und Uebermuth verschuldet hatten. Und nur die kleinlichste Krämerpolitik vermochte das uns jetzt unterjochende Regiment auszuhecken. Hierüber, d. h. über den prinzipiell auf den Schild erhobenen Bank-Schacher, welcher den gesunden Handelsstand rücksichtslos auszusaugen trachtet, ein ander mal.

Einstweilen nur Dieses: *Das deutsche Publikum seufzt nach einer neuen deutschen Bank.*

Wir haben glücklicherweise reiche Platzfirmen, die keiner Stütze bedürftig sind, deren eigene Kraft hinreicht, um jeden Sturm zu beschwören, die Verluste leicht verschmerzen, und *per fas et nefas* siegreich zum Ziele gelangen. — Ja, wir haben sie, obschon nicht in überwiegender Anzahl, und weit entfernt, an ihnen zu mäkeln, meinen wir nur, dass wir da einen Aufwand von Capital, Credit, Arbeit, Muth und Intelligenz bewundern müssen, welcher durch diese Vereinigung belebender Elemente zwar nicht ganz ohne Belohnung, aber doch ohne jene glänzende und wohlverdiente Belohnung bleibt, die ihm anderswo nicht entwischen würde.

Von einem gleichen Aufwande, oder damit irgend vergleichbarem Einsatze ist bei dem Platzkunden gar keine Rede. Dieser glückliche Mann findet alles fix und fertig: sozusagen auf dem Präsentirteller. Die schönste Auswahl steht ihm zu Gebote, und der daran haftende, auf den Foltertischen der Alfanega entrichtete Blutpfennig ist nicht aus seiner Tasche geflossen. Will er der niedrigsten Preise habhaft werden, so kauft er gegen Comptant, was indessen nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes zu nehmen ist, sondern sich für eine Zahlungsfrist von 3, 4 bis 6 Monaten versteht, auf Treu und Glauben, ohne dass er irgend ein Dokument, wäre es auch nur eine simple Empfangsbestätigung, auszustellen hätte. Wird aber von der einen oder der anderen Parthei Schwarz auf Weiss vorgezogen, so sind Verkaufstermine von 6, 9 und 12 Monaten, auf deren pünktlicher Beobachtung nie

bestanden wird, die *usanz*-mässigen. Es mag so ziemlich als Norm gelten, dass die Verpflichtungen des localen Käufers sein Stammcapital (und Wer kann erforschen, ob es noch vorhanden?) um das fünffache übersteigen. Der Hauptbestandtheil seiner Activas liegt im „Innern,“ in den Provinzen, welchen das hiesige Creditsystem in zweiter Instanz zugute kommt, und wo der Alles erweckende Lebensäther sich durch bessere oder schlechtere Erndten bekundet.

Somit darf behauptet werden, dass der Importeur nicht allein seinen Clienten, sondern auch dessen weit herum im Lande Kanaan zerstreuten Schuldner geradezu *commanditirt*, ja sogar, dass er gewissermassen Vorschüsse leistet auf fragliche Bodenerzeugnisse, auf schlummernde Embryonen. Von ihm geht der *nervus rerum* aus, entstamme er eigenem Vermögen oder fremdem.

Und nun das düstere Gemälde der Failliten und Suspensionen. Warum sie, früher weniger häufig, während der letzten zwei Jahre als erschreckende Symptome, Schlag auf Schlag, ihr Contingent brachten zu den schon an und für sich precären Zuständen unseres Platzes, mehr als Ein Gebäude zertrümmernd, das so furchtbarem Anprall nicht widerstehen konnte,— auf unsre bisherigen Erläuterungen allein, so einleuchtend sie sein mögen, wissen wir es nicht zu begründen. Es will uns scheinen, dass die Zeit gekommen war, wo sich alte Schäden nicht mehr über-tünchen liessen, oder auch, dass man hie und da, schon aus Nachahmungssucht und durch freches Beispiel demoralisirt, die Gelegenheit nicht versäumte, um sich von lästig gewordenen Passivas auf wohlfeile Art loszukaufen. Dass aber, abgesehen von der den materiellen Zwecken nicht entsprechenden und nach Thunlichkeit vermiedenen Intervention der Gerichte, und von den gebräuchlichen Bitten einflussreicher Gevatterschaft, der Gläubiger fremder Nationalität solchen Missbräuchen und Verbrechen waffenlos gegenübersteht, schon weil er unfähig ist, ausserhalb seiner Platz-Sphäre Forderungen einzutreiben und Liquidationen zu leiten, deren Verzweigungen sich bis tief in Gegenden erstrecken, wo sein Name und sein Recht verlacht werden — Das ist eine ebenso unbestreitbare als traurige Thatsache, und bildet die Brücke

zu Concordaten, die man sich, wenn auch nicht ohne tiefste Ent-
rüstung, gefallen lässt, — weil man nicht anders kann.

VI

Das bis jetzt Gesagte bezieht sich meistens auf den
Manufacturwaaren-Betrieb, als auf denjenigen, welcher durch das
unselige, selbst von den häufigen, den regelmässigen Geschäfts-
gang störenden Auktions-Verkäufen nicht ausgeschlossene Credit-
wesen noch mehr als andere untergraben wird. Und in Betreff
der sogenannten Bank-Facilitäten, deren nur die Baarverkäufer
oder die reich begüterten Importhäuser entbehren können, sei
noch erwähnt, dass das *sine qua non* der vorgeschriebenen Cau-
tion, für welche weder Moralität noch Waaren-Vorrath irgend
beachtet werden, sehr oft lange Termine, nicht minder oft bange
Creditgewährung, als cathgorischer Imperativ — erzwingt. Aber
auch sonstige Rio-Geschäfte leiden an bedenklichen Auswüchsen,
als da sind: Verkennen des wirklich Nöthigen, und mit Nutzen
Verkäuflichen, und *empörende, zur Gewohnheit gewordene Conces-
sionen bei der Waarenablieferung.*

Es mag in andern überseeischen Ländern noch schlimmer
sein als hier; wir glauben es gerne, haben uns aber damit nicht
zu befassen. Und der Vorwurf des Pessimismus grämt uns nicht.

Eigenthümliche Verhältnisse sichern dem brasilianischen Im-
porthandel in seinen jetzigen, so ziemlich abgerundeten Formen,
noch für geraume Zeit einen gewissen Umfang. Wenn auch Eu-
ropäische und Amerikanische Commissionaire durch stabile und
reisende Agenten hiesige bisherige Platzkäufer zu direkten Bestel-
lungen zu bereden suchen, der, hauptsächlich für Specialitäten
passende, Modus macht, in andern Fächern, nicht viele Proselyten.
In diesen Aufträgen ist übrigens schon oft genug — wie man vul-
gariter zu sagen pflegt — ein Haar gefunden worden. Unter einem
beliebigen Vorwande wird nämlich die noch unbezahlte Bestellung
repudirt. Man hat dann nur zu wählen zwischen dem *aut aut* der
Besitznahme eines verfehnten Gegenstandes, oder eines barba-
rischen Rabattes. Das ist ein neuer, auf den fremden Kaufmann

ausgeübter Druck, eine Falle, von Jedermann gekannt, von keinem Neulinge gemieden. Denn die Lockspeise verwirrt, und der Stachel der Rivalität sitzt tief im Fleische. Es bleibt indessen selbst für den „klugen“ Kunden das Bequemste, als Platzkäufer alle Vergünstigungen auszunutzen und der fatalen Einverzollung auszuweichen. Das Terrain ist also für den Importeur noch immer ein grosses.

Doch von links und rechts hören wir den Ruf: „Es ist genug des grausamen Spiels; unsre Geduld ist zu Ende.“

Vor gerade zwei Jahren beantragten die Chefs einiger hochstehenden und competenten Import-Firmen rasche Collectiv-Beschlüsse, die das längst aus den Ufern getretene Fahrwasser nach und nach bezähmen sollten. Zwei Punkte wurden auf das Nachdrücklichste zu sofortiger Erledigung empfohlen: 1. die Convenienz, sogenannte Baarverkäufe durch schriftliche Verpflichtung des Debitoren beweiskräftig und discontabel zu machen; 2. die allmähliche Abkürzung der langen Terminverkäufe. Der erstere dieser Vorschläge ist von so immenser Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit, dass er *eo ipso* nur Beifall fand. In commerciellen Angelegenheiten hat die Gemüthlichkeit aufzuhören, und ausserdem sollte jeder Kaufmann seine als sichere angesehenen Platzausstände jederzeit versilbern können, schon um sich da, wo es ihm passt, der augenblicklichen Cours-Notirung zu bedienen.

Der 2.^{te} Passus gab Veranlassung zu Debatten, die, obgleich das Project würdigend und ehrend, demselben doch nicht in allen Stücken förderlich waren, so dass es zurückgezogen wurde.

Wenn es uns erlaubt ist, einem rein individuellen Gefühle nicht etwa entscheidenden Werth beizulegen, sondern einfach „Luft zu machen,“ so gestehen wir, dass unser Unwille über das Bestehende zu lebhaft ist, um durch das Schauspiel sanfter Repressalien beschwichtigt zu werden, und dass uns ein förmliches Aufreissen des Strassenpflasters willkommener wäre, als dessen blosser Ausbesserung. Anders gesagt, wir möchten die Satzung aufstellen: „Hier die Waare, wo ist das baare Geld?“ Dass aber so schonungslose Ideen einstweilen noch kein Echo finden, begreifen wir wohl. — Eine sehr zu beherzigendes Argument gegen die oben erwähnte Proposition liegt übrigens darin, dass die-

selbe *a priori* von hiesigen Importhäusern ersten Ranges abgelehnt wurde, mit der Erklärung, Vereinbarungen ähnlicher Natur hätten sich schon öfters als nutzlose erwiesen, eine Verschanzung hinter Clauseln schneide die Möglichkeit vereinzelter Capitulationen nicht ab, und habe nicht loyale Verbündete schon mehr als einmal zu nächtlichen Ausfällen verführt.

Und dennoch — wir sehen nur Eine Rettung: *Nachbarliches Zutrauen und enges Zusammenhalten*. — Selbst wenn es sich für die grossen Kaufherren darum handeln würde, handeln könnte, die schwächeren, nicht ganz vom Fuss bis zum Scheitel gepanzerten, zu verdrängen, mittelst einer stoischen Ausdauer zu verdrängen, welche die gemeinschaftlich mit den kleineren Collegen erlittenen Unbilden um so leichter, um so lieber ertragen liesse, als man, bei verminderter Concurrenz, das Verlorene doppelt schnell wieder einzuholen gedächte — die Berechnung wäre falsch, denn auf dem geschäftlichen Terrain stirbt nichts ab ohne augenblicklichen Nachwuchs.

Unsere Rolle ist nicht die, Schwierigkeiten zu beseitigen, deren Ueberwindung wir selbst dann nicht gewachsen wären, wenn wir als Leute der That einschreiten dürften. — Wir möchten *intuitive* Pfadfinder sein für Andere, weiter nichts. Doch kann es sich leicht ereignen, dass wir selber uns im Walde verirren, und wir werden es dankend anerkennen, wenn uns alsdann Freundeshand wieder hinausgeleiten will auf lichte Felder. Die mit kurzen Streichen geschilderte allgemeine Situation ist eine so gefahrvolle, dass wir uns eines Rathes nicht erwehren können, an Alle gerichtet, die unsrer Besorgnisse nicht spotten; des alleinigen Rathes, der sich uns aufdrängt: „Jede Zeitversäumniss ist von Uebel. *Vereinbarung* sämmtlicher Importhäuser zu privatlichen Conferenzen in geheimer Kammer, und correctiven Maasregeln gegen die dictatorischen Velleitäten einer verhätschelten Kundschaft. — Die Guten darunter werden sich dabei nur wohlbe finden.“

Man verzeihe uns, wenn wir für sehr Ernstes auch eine heitere Note anschlagen, aufrichtig wünschend, dass sie in keinen Mollton übergehen möge. Es ist der Ausspruch des Moritz Feigstock im Wiener Figaro von 28. December 1872: „Der klane

Krach is vorüber, jetzt müssen mer uns gefosst machen af'n graussen Krach.“

VII

Auf dem Zifferblatt der Weltuhr, deren Pendelschlägen Nationen und Individuen zu lauschen haben, rücken, dem innern Mechanismus gehorchend, die Zeiger nur langsam vor, machen aber oft capriciöse Sprünge, wenn man sie mit Gewalt zurückstellen will. Auch dann noch hat, was man im Menschendasein Jahre oder Jahrzehnte nennt, in dem Leben der Völker kaum den Werth einer Minute. Voraussagen lassen sich viele Ereignisse mit mathematischer Sicherheit, doch der genaue Zeitpunkt ihres Kommens entzieht sich jeder Prophezeiung. Und so wie bei dem Toben eines Orkans der Schiffer nicht an den entlegenen Nothhafen denkt, sondern, die Küsten meidend, vorwärts zu steuern sucht, und, bevor ihn der Sturm beherrscht, die Segel gestrichen hat, so handelt auch der behutsame Kaufmann. Es ist von selbst verstanden, dass ihn, während der einmal begonnenen Seefahrt, die Anzeichen eines vielleicht nahen, vielleicht fernen Gewitters nicht allzusehr einschüchtern dürfen. Um ein anderes Bild zu gebrauchen: „Man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.“ — Freilich liegt in diesem gesegneten Lande das Kind schon etwas lange in Bade. — Ein beharrliches Einreiben und Abtrocknen dieses halb schläfrigen, halb störrischen Kindes — Das ist es, was wir, indem wir uns den gegebenen Verhältnissen fügen, wohl als das allein „Mögliche“ zu befürworten haben.

Nach dieser kleinen Abschweifung nehmen wir das uns zunächst Interessirende wieder auf.

Gebietischer noch als den Importeur hat der Flügelschlag der Zeit den Exporteur in neue Gleise getrieben. Beider Aufgabe ist keine leichte, wird jedoch durch viele unserer Firmen, welche der Ein- und Ausfuhr die nämliche Aufmerksamkeit schenken, in den grossartigsten Dimensionen gelöst. Und da, wo die Thätigkeit einzelner Häuser sich vorzugsweise dem Exportmarkte zuwendet, ist immerhin, mit seltenen Ausnahmen, der Import von Stapelartikeln ein integrierender Theil des geschäftlichen Program-

mes. Deshalb sei, bevor wir unsern Platz als erstes Kaffee-Emporium der Welt aus der Vogelperspective betrachten, noch einiger Hemmnisse gedacht, ganz dazu geschaffen, um, gleich den schon genannten, der allgemeinen Sehnsucht nach freien Horizonten den Odem zu kürzen.

Schon dadurch, dass die Küstenfrachten bedeutend höher sind als die transatlantischen, wird mancher Stapelartikel nach geschehener Landung in Brasilien sofort immobilisirt, durch absurde Mauth-Formalitäten aber wird jeder Gattung von Waaren die Wiederausfuhr auf die unerquicklichste Weise erschwert. Wir haben unserer despotischen Zollregie bereits die Eigenschaft zuerkannt, als immer sprudelnde Goldquelle für den Staat oder die Regierung ein wahrer Paktolos zu sein. Und die Regierung oder der Staat hat so viele Individuen zu versorgen, hat einer solchen Masse von Müssiggängern das tägliche Brod zuzuschneiden, und ihr eine wenigstens dem Namen nach sociale Stellung anzuweisen, dass das Heer von Beamten, welches unsere Douanen bevölkert, nicht überraschen darf. In den heiligen Hallen der hiesigen Alfandega glaubt man das Gesumse eines gigantischen Bienenschwarmes zu vernehmen, oder auch dem emsigen Treiben einer Ameisenarmee beizuwohnen, einem Treiben, welches sich freilich eher durch Wichtigthuerei als durch heftigen Arbeitsdrang auszeichnet. Wo die Controlle sich umsomehr zersplittert, als denn doch Jedem, der des Landes Diener sein will, irgend ein Pensum zufallen muss, da wird sie für den Handel zu einer verletzend complicirten, und für den Staatsschatz zu einer theuren. Wohl ist die Furcht vor Missachtung der Zollgesetze eine berechnete, allein je härter der Druck, desto mehr reizt er zum Widerstande, und je grösser ein schlecht bezahltes Personale, desto verführerischer wird die Bestechung,

Noch Eines: trotz aller Wächter und Aufpasser verschwindet Manches aus Kisten und Ballen — man weiss nicht wie?

Einen der schönsten Häfen besitzt Santos, nach Rio de Janeiro der grösste Kaffeemarkt Brasiliens. Anderswo müssen für die nothwendigsten Hafengebauten Millionen verausgabt werden, in Santos ging die gütige Vorsorge der Natur so weit, dass man jedes Kauffahrtheischiff auf das bequemste an die Quaiketten legt

und, mit erspriesslicher Kostenersparung, Löschen und Laden rasch und sicher bewerkstelligt. Dennoch haben wir einen administrativen Grübler gekannt, welcher diesen unschätzbaren, beneidenswerthen Zusammenhang mit dem festen Lande abzubrechen für gut fand, indem er den Schiffen, weit ab vom gastfreundlichen Ufer, Ankerplätze anwies, und für ihre Verrichtungen Leichterböte vorschrieb, die nicht einmal vorhanden waren. Solche Vexationen nennt man hier — patriotischen Pflichteifer.

Das war nun allerdings einer von den Ultra-Verstockten. — Wir fügen hinzu, dass wir das so überaus wichtige Amt eines Zoll-Directors (Inspector genannt) oft durch Persönlichkeiten von eminenter Tüchtigkeit verwaltet gesehen haben. Aber die Anwendung exemplarischer Schärfe ist das leitende Princip; das Oberhaupt selbst steht unter jesuitischer, geheimer Vormundschaft, und seine Verdienste werden einzig nach den pecuniären Resultaten bemessen, ohne Berücksichtigung des der Kaufmannschaft zugefügten Schadens. Jeden Verstoss gegen den Buchstaben der nicht immer klaren Verordnungen trifft strenge Ahndung, jede Auslegung dieses Buchstabens geschieht zu Gunsten der Machthaber, jeder Zweifel an der Unfehlbarkeit dieser Auslegung wird zu einem gordischen Knoten, den nur der Finanz-Minister (figürlich der Kaiser, an welchen alle Bittschriften gerichtet werden) zerhauen kann. Ein langwieriger, zeitraubender und durchaus unsicherer Regress, oder Process, auf den man in vielen Fällen von vornherein Verzicht leistet. — Das *non possumus* ist kein Privilegium des Papstes, und wessen Gewissen mit der kleinsten, unschuldigsten Vergesslichkeit oder Vernachlässigung in Zollangelegenheiten belastet ist, der denke, bevor er sich bei den betreffenden Tribunalen anmeldet, an das Dante'sche: *Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.*“

VIII

Das Wort „Finanzwissenschaft“ hat überall seine volle Geltung. — Wir möchten nun das Attribut „Wissenschaft“ auch überall dem *Grosshandel*, speciell dem transatlantischen Waarenaustausche, zuerkannt sehen, und sprechen damit einen Wunsch

IX

Wo er sich selbst helfen kann, da bedarf der Handel keiner schulmeisterlichen Fingerzeige, und das Brauchbare weiss er sich rasch anzueignen. Noch giebt es einzelne europäische Regierungen, von welchen ab und an „Anregungen“ ausgehen, wie sie unserm Zeitalter wol nicht mehr angemessen sind. Entweder will sich damit ein Minister öffentlichen Dank erwerben, oder Handelskammern erheben ihre Stimme, oder Fabrikanten begehren nach landesväterlichen Geschäftsanbahnungen. Wir halten Letztere für so ziemlich entbehrlich, wenigstens insofern als von ihnen ein direkter Gewinn erwartet wird. Zu dem Veralteten zählen wir auch jene Mustersendungen, welche die industrielle Leistungsfähigkeit einer Nation urplötzlich da bloslegen sollen, wo, wie in Rio de Janeiro, die meisten der pretentiös aufgetischten Manufacte längst bekannt sind, und, wenn sie sich als practisch bewährten, auch schon längst importirt wurden. Eine Probenausstellung veranstaltete Oesterreich-Ungarn hier anno 1857, und macht sich jetzt in Shanghaë an die nämliche, muthmaasslich nicht minder unfruchtbare Arbeit. — Was die hiesigen Bedürfnisse anbetrifft, so vermögen wir z. B. nicht zu glauben, dass darauf bezügliche Berichte, selbst eines Herrn Professor Reuleaux, welcher das deutsche Fabrikwesen in Philadelphia, dann in Sydney vertrat, und dafür jetzt in Melbourne Studien sammelt, von grossem Nutzen sein könnten, schon aus dem Grunde nicht, weil die brasilianische Kundschaft an schwer auszurottenden Gewohnheiten hängt. Keineswegs aber bezweifeln wir die Kenntnisse des genannten Herrn. Vielleicht veranlasst ihn die für den 1. October dieses Jahres in Porto Alegre angekündigte deutsch-brasilianische Industrie-Ausstellung zu einem Besuche unseres gelobten Landes. Wir werden bei passender Gelegenheit auf den Gegenstand zurückkommen, und dann auch die Zumuthungen analysiren, welche man bisweilen, ebenfalls in vortrefflichen Zwecken, an überseeische Consulate stellt, deren mühevollen, schriftlichen Arbeiten schliesslich hohen Ortes von müssigen Bureaukraten entweder gar nicht oder nur sehr flüchtig durchblättert werden, und dem Moder staubiger Archiven anheimfallen.

Sei Dem indessen wie ihm wolle: unsre Geschäftswelt genießt für ihre Aspirationen, wenigstens theoretisch, des lokalen, vom Kaiser sanctionirten Schutzes, nämlich als Börsen-Corporation oder „Associação Commercial,“ deren aus der Elite unsrer Kaufmannschaft gewählte Spitzen bei der Regierung, wo es irgend noth thut, vermittelnd einschreiten. Wir lassen dieser lobenswerthen Institution jegliche Gerechtigkeit widerfahren, haben aber zu beklagen, dass sie nicht immer ein gnädiges Gehör findet. — Wir erinnern uns, um nur *ein* Exempel zu citiren, einer finanziellen Platzcrisis solchen Umfanges und so unheilschwangeren Charakters, dass der Gesamt-Handelsstand Rio's sich zu einer Berathung vereinigte, welcher auch der damalige, noch sehr junge (seitdem verstorbene) Handelsminister beizuwohnen sich herabliess, in schwungvoller Rede seinen Beistand versprechend, und dem Handel seine innigsten Sympathien bezeugend. Sein drittes Wort war immer: „*Nós, o governo . . .*“ — Getröstet und voll freudiger Zuversicht ging man auseinander. Aber nachdem man durch eine eigens ernannte Deputation das nämliche Governo um ein einfaches, entscheidendes „Ja“ oder „Nein“ gebeten hatte — da war nach 6 Wochen noch keine Antwort erfolgt. Da hiess es nicht mehr wie in „Wallenstein“: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.“ — Warum nicht? — Weil man mit dem Feuer spielen wollte. Autokratische Wallungen unerfahrener Würdenträger, nicht böse gemeint, nur — wie der Engländer sagt — *out of the way*. Aber für ein auf seine Bedeutung stolzes Handels-Centrum, dessen Delegirte sich der Regierung mit einem gewissen Selbstbewusstsein, mit wohlüberlegten Vorstellungen, und nicht mit Bettelbriefen nähern, war die Lektion sehr, *sehr* verdriesslich.

Sollen wir die Hoffnung auf eine Wandlung der Dinge fahren lassen?

Ein Wort aus anderem Munde dürfte hier am Platze sein. Aber man suche darin nichts Verstecktes, nichts Ironisches, besonders keine Anspielung *unsrerseits* auf religiöse Glaubenssachen:

Einer der berühmtesten Lehrer und Operateure Berlin's (den Namen könnten wir nicht verbürgen) pflegte in seiner chirurgischen Klinik die Studenten folgendermaassen zu apostrophiren:

„So, meine Herren! nachdem ich Ihnen nun Alles gezeigt:

aus, der keinen unserer hiesigen Leser befremden wird. Denn er stützt sich auf eine Ueberzeugung, deren Wahrheit krasse Ignoranz und Gedankenträgheit zwar immer noch läugnen, besonders da, wo man auf *Bildung* Anspruch macht, aber seinen Beitrag zu dem wunderbaren Weltgetriebe nur mit hergebrachten Formeln und altklugen Sentenzen liefert. Namentlich drüben in Europa, in grossen wie in kleinen Städten des *Inlandes*, wo sich philiströse Präponderanz durch kein Brausen und Branden des Oceans aus der Fassung bringen lässt, gebahrt sich in „Handels-sachen“ eine fast unglaubliche Befangenheit als typische Bürger-tugend. Väterliche Pläne und Hoffnungen erstrecken sich dann nicht weiter als auf die in der Nähe liegenden Gewürz- und Schnittwaarengewölbe, sobald für junge Leute gesorgt werden soll, welchen, nach einheimischen Begriffen, *nur* die kaufmännische Carrière offen steht, weil sie zum *Studiren* keine Lust verspüren!

Das „bleibe im Lande und nähre dich redlich“ ist gewiss ein guter Spruch, doch nicht allgemein anwendbar. Was würde aus uns Allen, wenn sich Jeder daran klammern wollte? Glücklicherweise zieht die strebsame Jugend gerne hinaus in die Ferne, und wo gesunde Ansichten überhand nehmen, wird ein mehrjähriger Aufenthalt in fremden Regionen als die beste Vollendung einer zeitgemässen Erziehung betrachtet.

In der deutschen Belletristik dämmerte allmählig die Ahnung auf, unser rauhes, materielles Jahrhundert sei einer objectiven Beurtheilung würdiger, als einer summarischen Verdammung, und man entdeckte, dass der Roman- und Novellenschreiber, ohne sich dabei etwas zu vergeben, sogar dem „Handel“ eine phosphores-cirende Seite abgewinnen könne. Seitdem haben sich gewandte, beliebte Federn mit neuen Stoffen beschäftigt, und so naiv, so kindlich sie dieselben behandelten, sie fanden ein dankbares Publikum. Wie gierig wurde Gustav Freitag's „Soll und Haben“ verschlungen! Und doch hatte der Verfasser nichts Besseres zu schildern gewusst, als das dumpfe Comptoir eines Breslauer Colonialwaaren-Geschäftes. Seinen Fusstapfen folgend, gelangte die schüchterne E. Marlitt in die imposanten Räume einer *Saamen-handlung*! Anders der geniale Charles Sealsfield. In seinem „Morton“ producirt er kosmopolitische Börsensouveräne, com-

mercielle Welteroberer.— Aber es sind Phantasiegebilde in künstlich erhitzter Atmosphäre, Theaterfiguren, die mehr verwirren als erbauen. — Den Genannten Mangel an Praxis vorzuwerfen, wäre ungerecht, doch Umschau und Belehrung lagen in ihrem Bereiche, und hätten den immerhin rühmlichen Anlauf sehr gefördert.

Tausende von Schiffen durchschweifen den grössten Theil unseres Planeten, als dessen schönste Zierde die Sonne umkreisend: Boten des Friedens und der Wohlfahrt, Pioniere der Völkerfreiheit und der Civilisation. Welche Summe von Intelligenz und Thatkraft war vonnöthen, um diese Bewegung in's Leben zu rufen, und ist täglich und stündlich vonnöthen, um sie im Gange, in nie unterbrochenem Gange zu erhalten, um künftigen Geschlechtern eine unsrer würdige Erbschaft zu hinterlassen!

Aber noch verkriechen sich Millionen von Menschen in Schneckengehäuse, und wagen sich nur heraus, um den eitlen Schimmer prunkender Finanz-Tempel anzustaunen. Bankiers und Faiseurs, wenn sie als Goldfische in den trübsten Gewässern herumplätschern, sind für viele unserer Pfahlbürger die alleinigen Repräsentanten kaufmännischen „Talentes.“ Und die Andern, die „Handeltreibenden?“ Fischköpfe, ohne Flossen und Silberschuppen — unscheinbares *menu fretin*.

Es verkümmere, wer nicht anders kann, in seiner Einfalt oder Frivolität. Aber die mit Vernunft Begabten sollten sich endlich losringen von Vorurtheilen und ein- für allemal versichert sein, dass die hervorragendsten Fähigkeiten des Geistes, dass Nachdenken, Wissen und Scharfsinn dem gediegenen Kaufmann nicht minder eigen sind, als dem bewunderten Stubengelehrten.

Und in Brasilien fröhne man nicht länger der Meinung, die fremden „Eindringlinge“ seien lauter missrathene Söhne oder abenteuernde, den untersten Schichten der Gesellschaft entsprossene Hungerleider, einer Heimath entlaufen, welche sie nicht zu ernähren vermochte! Es ist dieses eine Verkehrtheit, die schon Schlimmes erzeugt hat, und noch Schlimmeres erzeugen wird.

Blindheit für die wahren Interessen der Gegenwart, und erfüllt ihn für diejenigen der Zukunft mit trügerischen Visionen, oder mit Indifferentismus. Persönlich ist der Brasilianer dem vereinzelt „Fremdlinge“ nicht abgeneigt, am wenigsten dem deutschen; vor Zeugen jedoch genirt ihn die Bekanntschaft, und geradezu feindlich wird seine Stimmung als Staatsbürger, der „Eingriffe“, der sogar „Uebergriffe“ befürchtet, Aemter und Würden monopolisiren, allein herrschen und besitzen, und für seine Nachkommen kräftigen, gehorsamen *Parias*armen die Herkulesarbeit zuwälzen möchte, die er selber weder beschicken will, noch beschicken kann.

Das ist bedauerlich, und Niemand wird es uns „Eingewanderten“ verargen, wenn uns gar zu subalterne Rollen nicht allzu sehr gefallen. Dennoch, „in unseres Nichts durchbohrendem Gefühle“, können wir unsere tiefen Sympathien für das schöne Brasilien nicht verschweigen, und zaubern in unsern Gedankenspielen eine Pamina auf die Weltbühne, die zu Sarastro singt: „Zur Liebe willst du mich nicht zwingen, aber, wenn sie von selbst angefliegen kommt und mein Herz gefangen nimmt, warum willst du sie verschmähen?“ —

XI

Gross ist die Erde, und dem Strome deutscher Auswanderung erschliessen sich täglich neue Gebiete. Die Entfaltung der nationalen Flagge in noch *herrenlosen* Ländern wartet nur noch auf den geeigneten Augenblick. Sie kann nicht ausbleiben, denn für Pauperismus und Proletariat, für individuellen Thatendurst wie für staatlichen Annexirungskitzel ist „Colonialpolitik“ die rationellste aller Panaceen. — Entfernung ist nicht gleichbedeutend mit Entfremdung; man kann seine Heimath verlassen, und sie als politisch erweiterte, von dem Mutterlande nur durch die Meere getrennte Errungenschaft unter andern Himmelsstrichen wiederfinden. Gewiss bleiben auch dann noch die Bilder der Kindheit dem Gedächtnisse schmerzhaft eingepägt, aber die Entsagung wird gemildert durch das patriotische Bewusstsein fortdauernder „Zugehörigkeit“. Die schönste Stelle in Heine's Schriften ist die,

wo der Verfasser erzählt, wie ihn, an einsamem Strande, nahe bei Håvre, ein soeben vom Leiterwagen gestiegenes, armes, etwa 8jähriges Auswanderersmädchen, mit dem Finger nach der wogenden See weisend, fragte: „ob Das das Weltmeer sei?“ — „Bis tief in die Nacht“ — so schreibt Heine, — „stand ich am Ufer und weinte. Ich schäme mich nicht dieser Thränen. — Auch Achilles weinte am Meer, und die silberfüssige Mutter musste aus den Wellen emporsteigen, um ihn zu trösten. Auch ich hörte eine Stimme im Wasser, aber minder trostreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweise.“ — Und weiter: „Das ist eben der geheime Fluch des Exils, dass uns nie ganz wohnlich zu Muthe wird in der Atmosphäre der Fremde, dass wir mit unserer mitgebrachten heimischen Denk- und Gefühlsweise immer isolirt stehen unter einem Volke, das ganz anders denkt und fühlt als wir; dass wir beständig verletzt werden von sittlichen oder vielmehr unsittlichen Erscheinungen, womit der Einheimische sich längst ausgesöhnt, ja, wofür er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie für die Naturerscheinungen seines Landes. . . . Ach! Das geistige Klima ist uns in der Fremde ebenso unwirthlich wie das physische; ja mit diesem kann man sich leichter abfinden, und höchstens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele!“ —

Doch vorüber, vorüber — —

Erträglicher wird das Heimweh, wenn ein freiwilliges Exil kein gänzlich Losreissen von angestammten Vorrechten, von bisherigen Lebensfäden bedingt. Und nur mit friedsamem Gesinnung sucht die neue Völkerwanderung ihre Wege. Auf alle Fälle ist Brasilien — *diesen* Trost können wir seinen Landeskindern zurufen — gegen eine deutsche *Invasion* vollkommen sicher. Sie war von jeher ein Ding der Unmöglichkeit. — Selbst für einen gewissen Zudrang von Colonisten, wie er früher bisweilen geplant wurde und auch heute noch geplant wird, ist es schon zu spät. Doch was den einmal angesiedelten Deutsch-Brasilianer anbetrifft, so wollen wir ihn weder entmuthigen, noch wollen wir überhaupt die Vorzüge des Landes irgend verkleinern, sondern nur Dasjenige zurückspiegeln, was etwa, hie und da, zu allgemeinem Nutzen und Frommen, noch verbessert werden könnte, und der öffentli-

die Quellen des Lebens, die Keime des Todes — glauben Sie noch an die Existenz einer Seele?“

„Ich glaube daran!“ —

Damit nahm er seinen Hut und lief weg.

X

„Zur Liebe will ich Dich nicht zwingen,“ singt in der „Zauberflöte“ der ehrwürdige Sarastro mit seiner Bassstimme der zitternden Pamina zu. Ganz überflüssiger Weise. Liebe lässt sich nicht eintrichtern, und Sympathie nicht herbeicommandiren.

Als Gäste, nicht als Kriegsgefangene, wie Pamina, möchten wir einer fremden Nation gerne unsere vollen Sympathien entgegenbringen, und namentlich möchten das Diejenigen unter uns, die sich selber zu Gaste geladen haben, zunächst freilich in der egoistischen Absicht, sich eine zweite Heimath zu erringen, gleichzeitig aber auch mit dem Gefühl, dieser exotischen Heimath neue Kräfte, neues Leben zuzuführen. „*Je veux gagner ma vie,*“ sagt der Franzose, und, identisch, der Brasilianer oder Portugiese: „*Quero ganhar a minha vida.*“ Beides übersetzt wir mit: „ich will mein Brod erwerben.“ Der Deutsche aber will „*sein Brod verdienen,*“ und diesem Geständnisse darf wohl der schöne Doppelsinn untergelegt werden, dass es sowohl die moralische als die materielle Nothwendigkeit der Arbeit anerkennt. Ja, das edle Dogma eines von allen Schlacken geläuterten Socialismus ist damit ausgesprochen: „*Wer nicht arbeiten will, sei er reich oder arm, Edelmann oder Plebäer, der verdient nicht zu leben.*“ Diese Wahrheit zu begreifen, ist nicht Jedermann's Sache. Der Brasilianer ist zu sehr verwöhnt durch die Sklavenarbeit, als dass er die Schwielenhand eines freien Mannes nach Verdienst zu schütteln wüsste. Und da kein auswärtiger „Einmischling“ nach Brasilien kömmt, um zu faullenzen, und sich fleischlichen Gelüsten hinzugeben, für deren Befriedigung er nicht auszuwandern braucht, da denn doch wohl geglaubt werden darf, dass ein Land, welches durch seine colossale Ausdehnung an seiner politischen und volkswirtschaftlichen Entwicklung gehindert wird, nicht die Bestim-

mung, velleicht nicht das Recht hat, nur einzelne Distrikte der Cultur zu eröffnen und im Uebrigen brach zu liegen, so sollte eine dünne, durch eine unglückliche Vergangenheit entnervte Bevölkerung sich nicht mittelst einer chinesischen Schutzmauer von der Welt absperren, und ein kümmerliches Dasein weiter-schleppen.

Kümmerlich durch jene Aengstlichkeit, die — um einen Ausdruck der „Times“ zu citiren — mit Argusaugen eine mit rostigen Riegeln verrammte „Schatzkammer“ hütet. „*Das ist unser Eigenthum, unserer Väter Vermächtniss, unserer Kinder und Kindeskinde unantastbares Erbtheil*“ — so lautet, in Betreff weitentlegener, werthloser, seit Jahrtausenden im Sonnenschein schlummernder Steppen und Urwälder, der stolze Einspruch maassgebender Potentaten, sobald es sich um grossartige permanente Einnistung fremder Zugvögel handelt, die keine blossen „Zugvögel“ mehr sein wollen. — So lange sie ihre Schwingen rühren, und bald wieder fortzufliegen versprechen, so lange sie als Reporters oder Dandies den Firniss europäischer Civilisation da suchen und bisweilen auch da finden, wo er nicht recht zu manchem Andern, besonders nicht zu der schmutzigen Neger- und Mulattenwirthschaft passt, so lange sie Rio de Janeiro mit Paris vergleichen, so lange sie als Touristen, Gelehrte oder dilettantirende Weltfahrer das Land durchstreifen und der allerdings überwältigenden Pracht der Natur ihre Bewunderung zollen — so lange sind sie bestens angeschrieben und hochwillkommen. — Wir denken, wie selbstverständlich, nicht daran, die vielen, vortrefflichen Eigenschaften des Brasilianers in den Schatten zu relegiren. Er ist gastfrei, gefällig, tolerant, wohlwollend, gutmüthig, nach seinen Begriffen wohlthätig und barmherzig; im Privatleben ohne den albernen Hochmuth, die Zugeknöpftheit, die aristokratische Steifheit (*morgue*) vieler unserer vaterländischen Honoratioren und Excellenzen. Der Negerrace gegenüber als geborener Despot und Halbgott aufgewachsen, kann er die mit der Muttermilch eingesogenen irrigen Vorstellungen nur schwer den Anforderungen der Zeit unterordnen. Erziehung, Gewohnheit, schlechtes Beispiel, aufreibendes Klima, öfters auch constitutionelle Blutarmuth entschuldigen seine Schlawheit; sein politischer Ehrgeiz erzeugt Selbstüberschätzung, schlägt ihn mit

trachtet, noch immer schlaftrunkenen Giganten. — Vergessen wir nicht, das wir es mit einer tropischen Constellation zu thun haben, deren Radien nach entgegengesetzten Polen hinstreben, nach productiven oder productionsfähigen Gegenden mit topographischen Abstufungen verschiedenartigster Gattung und Eigenthümlichkeit, innerlich ohne Wahlverwandschaft, äusserlich nur durch ein immer lockerer werdendes Band zusammengehalten. Die Provinzen des Nordens wie des Südens liefern mit ihren zahlreichen Produkten ein sehr respectables Contingent zu der allgemeinen Handels-Bilanz, aber aufgemacht wird diese *hier*, und das Ergebniss der Kaffee-Erndten giebt schliesslich den Ausschlag für die grössere oder kleinere Prosperität des Gesamtstaates. Somit ist der Export unseres Platzes und des immer mehr emporblühenden benachbarten Hafens Santos der Gradmesser, nicht allein für die schöpferische Kraft der drei Provinzen Rio de Janeiro, Minas und S. Paulo, sondern für den finanziellen Status des ganzen Reiches, und deshalb müssen wir zum dritten Male hervorheben: „Krieg und Pestilenz, Alles lieber als eine Kaffee-Phylloxera.“

XIII

Wir hatten beabsichtigt, unser Nachdenken heute dem Kaffee-Exportgeschäfte zuzuwenden. Aber die europäische Post bringt uns Berichte über einen vom 26. bis 29. October in der Reichshauptstadt abgehaltenen *Congress*, veranstaltet durch den „*Berliner Central-Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande*,“ zahlreich beschickt von den Zweigvereinen, und besucht von hervorragenden Persönlichkeiten, und diese Berichte berühren die gerade jetzt von uns behandelten Themata so nahe, greifen so tief, so schneidend ein in unsre Gedanken-scala, dass wir uns zu Erwiderungen gedrängt fühlen, die wahrlich keiner Sucht nach Polemik, unsers Bedünkens auch keinem intempestiven Eifer entquellen. Wir würden sie uns gerne, wir würden sie *noch lieber* Denjenigen erspart haben, deren Ueberzeugungen mit den unsrigen so auffallend grell contrastiren. — Aber wir dürfen nicht schweigen; wir müssen unser Programm

aufrecht erhalten, und das einmal aufgepflanzte Banner vertheidigen. Wir thun es mit offenem Visier und mit loyalen Waffen. Die Redaktion dieser Zeitung ist, wie von selbst verstanden, für jede von ihr niedergeschriebene Silbe verantwortlich, und sie darf getrostes Muthes jedem ihrer Leitartikel die Versicherung vorausschicken, dass sie absolut keine anderen Tendenzen kennt, als die ihr von ihrem Gewissen vorgezeichneten. Wird damit „Unfehlbarkeit“ beansprucht? Nein! Es giebt der Meinungen wenige, die sich nicht von irgend einem Gesichtspunkte aus bekämpfen liessen. Ein Ideenaustausch, welcher sich auf gegenseitige Courtoisie, Mässigung und Achtung stützt, kann und wird übrigens niemals in eine hässliche Fehde ausarten, selbst dann nicht, wenn keiner der Gegner sich überwunden erklärt. Dieses sei gesagt, und wenn es überraschen mag, dass wir, in unsrer individuellen Kleinheit und Isolirtheit, einem glänzenden Areopage gegenüber das Luther'sche „Gott helfe mir! ich kann nicht anders“ auszusprechen wagen, so wird vielleicht diese Keckheit als eine verzeihliche erscheinen, sobald man berücksichtigen will, dass 37 Jahre verflossen sind, seitdem der Verfasser dieser Zeilen in Brasilien ein neues Vaterland suchte. Von dieser langen Periode kürze man etwa 12 auf Reisen zugebrachte Jahre, und man wird immer noch genug übrig behalten, um ihm eine erfahrungsreiche Vergangenheit nicht abzustreiten. Und da er nun hinzufügt, dass seine letzten Lebensinteressen mit diesem Lande seiner jugendlichen Selbstwahl unlösbar verkittet sind, so wird man ihm vielleicht das Verdienst einer von allen localen Einflüssen unabhängigen Haltung zuerkennen. Schlimm wäre es, wenn man ihn geistiger Erblindung verfallen glaubte, und noch schlimmer, wenn man ihn eines systematisch gegen alle brasilianischen Institutionen gerichteten Krieges fähig erachtete. Nicht, wie Dom Quixote, legt er seine Lanze ein gegen Windmühlen, aber ebenso wenig bezweckt er Brandfackeln zu schleudern in die Wohnungen seiner Zeitgenossen, und Unliebsames bespricht er öffentlich nur für Die, welchen er damit einen wahren Dienst zu erweisen hofft. Er protestirt gegen jede Auffassung, die ihm Verläugnung der vielen schönen Eigenschaften einer noch jungen Nation, oder schnöden Undank für die während so langer Jahre genossene Gastfreundschaft vorwerfen möchte.

chen Gerichtsbarkeit für Handel und Verkehr, dem *forum populi*, angehört.

XII

Brillante Zolleinkünfte, reiche Erndten? Unter Umständen nichts als Palliative, mit denen man nach Thunlichkeit auszukommen sucht. — Staat oder Regierung zehren vorzugsweise von Dem, worauf sie, ohne Schwierigkeiten und Gefahren, die Hand legen können. In Brasilien sind die öffentlichen Finanzen ein bald in den conservativen, bald in den liberalen Farben schillernder Fangball, den sich die auf- und abgehenden Minister bisweilen sorglos, bisweilen auch als Zankapfel zuwerfen. Von Deficit zu Deficit hilft man sich weiter: wo die Besteuerung die äusserst mögliche Grenze erreicht zu haben scheint, mit Noten-Emmission, oder mit verzinsbaren Anleihen in irgend welcher Gestalt. Einen widernatürlichen Tribut zahlt die Boden-Produktion in der Form eines Exportzolles, den wir hier hauptsächlich im Hinblick auf die zwei grossen Kaffee-märkte von Rio de Janeiro und Santos (er beträgt hier 13, in Santos 13 ½ pCt.) verdammen müssen, weil er zunächst auf den nützlichsten unserer brasilianischen Zeitgenossen, den kleinen wie den grossen Kaffeepflanzer, zurückfällt. — Wenn eine Abgabe dieser Art durch die ganze Lage des Landes als ein nicht zu vermeidendes Uebel entschuldigt sein mag, so haben wir sie, vom national-ökonomischen Standpunkte aus, dennoch als eine Monstruosität zu bezeichnen, und man fable uns nichts vor von staatswirthschaftlicher Prosperität, von wirklichem Aufraffen aus überwundener Schulweisheit, so lange man mit solchen oder ähnlichen Verirrungen das Gespenst des mittelalterlichen ominösen „Zehnten“ heraufbeschwört.

Nichts destoweniger sitzen unsere Plantagen-Barone, aber auch nur *diese*, noch immer — *salva venia* — so recht mitten in der Wolle, und können den Export-Zoll um so williger ertragen, als sie für den Transport ihrer Produkte nach den Seehäfen nicht, wie in vergangenen Jahren, Maulthiertruppen miethen, oder auf eigene Kosten unterhalten müssen. Jetzt finden sie in den Eisenbahnen eine enorme Zeit- und Geldersparniss, und können ausser-

dem, mit modernen Methoden bekannt geworden, an neue Werkzeuge und Maschinen gewöhnt, mit Letzteren nicht allein viele Handarbeit ersetzen, sondern den von dem Staube alter Routine gereinigten Bodenfrüchten einen relativ hohen Werth, hin und wieder sogar den Stempel der Vollkommenheit verleihen, und dergestalt die bösen Mängel früherer Leistungen nach und nach der Vergessenheit übergeben.

Die Sorgfalt, welche man jetzt auf vielen, in dieser Beziehung musterhaften, Pflanzungen der Kaffee-Cultur zuwendet, verscheucht allmählig jene Vorurtheile, welche bei manchen Consumenten auch heute noch dem kostbaren Artikel nur unter Verläugnung seiner brasilianischen Provenienz Eingang verschaffen. Was davon, mit fremden Etiketten aufgeputzt, im Handel erscheint, entzieht sich jeder Statistik. Disputationen über den Geschmack, oder culinarische Untersuchungen sind nicht unsers Amtes. Wir behaupten nur, dass, wenn der brasilianische Kaffee an Feinheit des Duftes durch andere Sorten übertroffen wird, er diese Inferiorität durch gediegeneren Gehalt vollständig ausgleicht.

Einem Lande, welches vom Oyapok bis zur Banda Oriental, und von der atlantischen Küste bis zu den Grenzen der westlichen Republiken des südamerikanischen Continentes die erstaunlichste Mannigfaltigkeit territorialer und climatischer Verhältnisse aufweist, können wir für unsre skizzenhaften Schilderungen nur einzelne Anhaltspunkte entnehmen. Dass wir auf diese Weise unsern hiesigen, und darunter namentlich unsern kaufmännischen Lesern nichts Neues bringen, dessen sind wir uns wohl bewusst. Indessen wird vielleicht Dieses oder Jenes nicht ganz wirkungslos verhallen, und drüben in Europa dürften — so hoffen wir wenigstens — unsre objektiv-kritischen, aber niemals principiell kritisirenden Mittheilungen, etwas näher geprüft und erwogen werden. — Man gehe dabei von der nicht genug zu betonenden Thatsache aus, dass Rio de Janeiro, als politische und commercielle Metropole des Kaiserreiches, der Fixtern ist, dessen Strahlen jeden Winkel Brasiliens erhellen und erwärmen sollen. — Doch diese Strahlen entstammen keinem himmlischen Firmamente, und ihre Brennweite ist eine gemessene, eine zu geringe für die Galvanisirung sämmtlicher nach allen Zonen hin ausgestreckten Glieder eines, aus der Höhe be-

lieber will — ein Gesuch um Stundung nothleidend gewordener Wechsel; — hohle Nüsse für unsern diesjährigen Weihnachtsbaum, aber mit splendorer Vergoldung!

Wir müssen unterscheiden zwischen Phraseologie und Möglichkeiten, zwischen den Beschlüssen eines nur auf Tage berechneten Congresses und der Thätigkeit einer stabilen Genossenschaft. Als letztere functionirt der Central-Verein mit seinen Zweiginstituten. Und wir haben ferner zu unterscheiden zwischen ihm und einem, gleichfalls im October zusammenberufenen „Neunzehnten volkswirtschaftlichen Congresse zu Berlin,“ dessen Deliberationen wir nicht unerwähnt lassen, weil sie in dem mit grosser Stimmenmehrheit sanctionirten Antrage der Herren Dr. Kapp und Philippson gipfeln, welcher einerseits die nicht mehr ganz neue Spruchweisheit auffrischt:

„Das es nur den einen Weg giebt, dem Drange nach Auswanderung vorzubeugen, nämlich: durch Gewährung eines möglichst unbeschränkten freien Raumes(?) für die Entwicklung der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte des Einzelnen diesem das Vaterland so lieb und theuer zu machen, dass er seine Blicke und Schritte nicht mehr in die Fremde zu lenken brauche (!)“ —
— und andererseits:

„Angesichts des im Laufe des letzten Jahrhunderts aus engen nationalen Schranken zu grossen internationalen Beziehungen erwachsenen Weltverkehrs, Angesichts der in Folge der amerikanischen Befreiungskriege jetzt fast ganz aufgehobenen Handels- und Colonialmonopole (?) und Angesichts des nunmehr freien Welt Handels (?) die Colonisation als einen Anachronismus (!!!)“
— brandmarkt,

„in den zu fallen weder augenblickliche Nothstände noch die Interessen der Arbeit nöthigen (?)“ —

Aufrichtig gestanden: Auf die Verdauung solchen Gebäckes waren wir nicht vorbereitet. —

Vor noch nicht langer Zeit lief durch die deutsche Presse das Gerücht, Hr. Dr. Strousberg sei mit der Ausarbeitung colossaler auf Brasilien bezüglicher Colonisationspläne beschäftigt. Wir nehmen davon provisorische Notiz, um, nach Empfang authentischer Nachrichten, auf den interessanten Gegenstand zurückzu-

kommen. Wir schiessen lieber auf Edelmwild als auf Zeitungsenten.

Bevor wir unsre heutigen Blätter dem Drucke übergeben, noch Dieses:

Unsre Sprache mag unmelodisch sein; von Leidenschaft angehaucht, oder auf Täuschung angelegt, ist sie nicht. Was uns von Vernunft und Erfahrung zu Gebote steht, wir rafften es zusammen, um uns in keine Hallucinationen zu verlieren. Und, da uns, mehr als alles Uebrige, „*Gerechtigkeit*“ am Herzen liegt, so wollen wir unsern Skizzen schon an dieser Stelle die keineswegs einen Widerspruch mit dem bereits Gesagten in sich schliessende Erklärung voraussenden, dass kein *Staat* der Welt für Colonisirung verhältnissmässig grössere *Geldopfer* gebracht hat als Brasilien. Warum diese enormen Aussaaten auf unfruchtbaren Boden fielen, das werden wir nach und nach zu erörtern suchen, dann auch, warum wir zur Erneuerung ähnlicher Generosität nicht rathen können, endlich warum *gerade für die Grenzgebiete des südlichen Brasiliens* der Berliner Central-Verein, so wenig wie wir selber, eine allzustarke deutsche Bevölkerung herbeiwünschen *darf*.

XV

Mit gerechtem Unwillen erhebt sich der Berliner Central-Verein in seiner Wochenschrift „Export“ gegen die krasse Unwissenheit, mit welcher einzelne Presscollegen über ganz Brasilien den Stab brechen. Schon das Tropen-Clima mit seinen Beschwerden dient ihnen als bequeme Vogelscheuche. Wer, ohne Berücksichtigung der Längen- und Breitengrade, seine geographischen Kenntnisse aus dem kleinen Stieler'schen Schulatlas schöpft, in welchem das gesammte Südamerika auf einem einzigen Blatt figurirt, genau wie Württemberg oder die Schweiz, der mag allerdings glauben, dass die Grenzmarken Brasiliens nahe genug bei einander liegen, um einen Ueberblick zu gestatten, dem höchstens die zwischen Berg und Thal, zwischen Seen und Flüssen vorhandenen Abweichungen nicht entgehen, der aber keineswegs ein landschaftliches Bild umfasst, dessen Grösse seines Gleichen sucht.

Namen zu nennen, vermeiden wir nach Kräften, und wo wir nicht umhin können, es zu thun, da freuen wir uns, wenn wir, wie in vorliegendem Falle, Namen hohen Ranges und besten Klanges begegnen. Das erimuthigt uns denn, vertrauensvoll um Prüfung dessen zu bitten, was wir gegen die Verhandlungen des erwähnten Congresses oder des Central-Vereins einzuwenden haben, und uns zunächst auf die unter dem Titel „Handel und Wandel in Brasilien“ erschienenen Studien zu beziehen. Es sind freilich nur skizzenhafte Versuche ohne statistisches Beiwerk, weil wir diesen Schilderungen einheitlichen Gepräges eine möglichst populäre Färbung zu verleihen bemüht sind. Ein wol unbescheidener Lieblingswunsch, doch warm genug, um uns auf dem nämlichen Wege weiter zu geleiten. Mit der bedächtigen Fortsetzung des noch kaum Begonnenen gedenken wir nicht etwa ein auch nur annähernd vollständiges Bild, sondern blos einen fragmentarischen Frescoentwurf aufzustellen, der mit wenigen Strichen die am schärfsten hervortretenden Gesichtszüge des jetzigen Brasiliens verdeutlichen soll.

In welcher Beleuchtung uns letztere, was Einwanderung und Colonisirung anbetrifft, erscheinen, das wird den verehrten Herren Mitgliedern des Central-Vereins nicht zweifelhaft sein, wenn sie auf unsre bisherige Collaboration an diesem deutschen Pressorgane einen Blick werfen wollen. Wir ersparen uns unnütze Wiederholungen, und, Alles bei Seite lassend, was mit Deutsch-Brasilianischen Tagesfragen nichts zu thun hat, rücken wir mit einem Sprunge los auf das Manifest des Berliner Central-Vereins in den uns interessirenden Bestandtheilen.

XIV

Unter allen Ländern der Erdrunde wird mit Vorliebe Brasilien seiner Ausdehnung und Fruchtbarkeit halber gelobt und als Dasjenige gepriesen, welches in erster Linie für *Masseneinwanderung* wie geschaffen sei. — Auswanderung wird zwar als ein Uebel beklagt, aber als ein nothwendiges, nicht gewaltsam zu unterdrückendes oder niederzudonnerndes, sondern nach Möglichkeit

zu milderndes, ja sogar in staatlicher und gewerblicher Beziehung auszubeutendes, tief eingewurzelt, dem deutschen National-Charakter eigenes, durch den Cosmopolitismus veredeltes Uebel. Dieser Standpunkt des verehrten Central-Vereins ist auch der unsrige. Nur fragen wir: warum muss immer gleich von *Massenauswanderung* die Rede sein? Und — einzig und allein, um in unsrer heutigen Argumentation keine Lücke zu lassen, heben wir nochmals und mit Nachdruck unsern Wahlspruch hervor: „*Deutsche Colonien unter deutscher Flagge in noch herrenlosen Ländern.*“ Diese Sorte von Colonialpolitik, die doch wol allein der stolzen Benennung entspricht, findet zur Stunde in Deutschlands Gauen noch wenig Anklang, und unsre Verwunderung darüber haben wir vor 14 Tagen in den Spalten unsers Blattes geäußert, als wir gegen eine seemännische und schriftstellerische Autorität wie diejenige des Herrn Contre-Admiral a. D. Reinhold Werner, Front zu machen uns erlaubten. Mit solchen Einwänden entfernen wir uns weit von den in dem Berliner Congresse zur Geltung gelangten Maximen, verständlich genug formulirt durch die gewichtigen Stimmen der Herren Dr. Jannasch und Dr. Fabri, für unsre Ohren platonischen Gehaltes, und wir können die grosse Enttäuschung nicht verheimlichen, mit der wir das für *das nächste Jahr aufgestellte Agitationsprogramm* lasen, welches (Wochenblatt der Norddeutschen Allg. Zeitung vom 3. November) sich dahin resumirt:

„Neben der Förderung des Exporthandels, neben der Pflege der deutschen Auswanderung wird der Verein es sich angelegen sein lassen, da seine Mittel beträchtlicher geworden, Reiseprediger nach allen Theilen Deutschlands zu entsenden, um seine Principien bekannt zu machen; wird die in ausserdeutschen Ländern Europas, namentlich also auch die in Ungarn lebenden Deutschen zu unterstützen suchen in dem Kampf gegen feindliche Volkselemente, und zwar vor Allem durch Gründung eines deutschen Schriftenvereins, der Volksbibliotheken in der Diaspora ins Leben rufen soll, um dort die deutsche Sprache zu erhalten, den deutschen Sinn zu pflegen; wird endlich sich bemühen, in überseeischen Absatzgebieten Ausstellungen deutscher Produkte zu veranstalten.“

Das ist, nach unserm Ermessen, ein vager pädagogischer Schluss ohne innern Halt und Zusammenhang, oder — wenn man

Den Namen eines Reiches von mehr als 8 ½ Millionen Quadrat-Kilometer Flächeninhalt, welches mit der Wüste Sahara in nichts zu vergleichen ist, an die schwarze Tafel zu nageln, das ist Sache des Hasses, der Ignoranz oder der Gedankenfaulheit. Der Central-Verein weiss sich gehörig zu orientiren; nicht sein exclusives, aber doch sein besonderes Wohlwollen concentrirt er auf die Provinz Rio Grande do Sul, zu deren richtiger Schätzung eines seiner eifrigsten Mitglieder, Herr A. W. Sellin, durch mehrjährige, persönliche Anschauung hinlänglich befähigt ist.

Ob seine Panegyrik nicht etwas an Pathos leidet, bleibt für uns fraglich, zumal da, laut uns zugegangenen Special-Berichten, die deutschen agrikolischen Niederlassungen in genannter Provinz mancher Uebel- und Nothstände nicht ermangeln, und dem mittellosen Einwanderer nur jene Existensbedingungen bieten, die durch harte, ausdauernde Händearbeit erkämpft werden müssen. Immerhin, mit einer Bevölkerung von bereits mindestens 80,000 Deutschen, die nach keiner Seite hin unterschätzt werden darf, ist Rio Grande do Sul mit seinen Weiden und Aeckern, seinen Land- und Wasserstrassen, seinem gesunden Klima, jeder Aufmerksamkeit würdig, die, hohen Cultivirungs-Zwecken gewidmet, vor allem Sonstigen ein von der Natur begünstigstes Terrain zu erforschen trachtet. Damit ist jedoch nur der Anfang gemacht, und noch kein Eldorado entdeckt. Deutscher Fleiss findet auch anderswo in Brasilien ebenso passende und lucrative Verwendung, wie im äussersten Süden. Wir erinnern an das langsam aus seiner Erstarrung aufthauende Hochland der Provinz Paraná, an einzelne, climatisch und topographisch zwar nicht tadellose, Küstenstriche der Provinz Santa Catharina, wo, wie in Blumenau, D. Francisca und anderen Colonien die Thatsache gedeihlicher deutscher Ansiedlungen nicht bestritten werden kann. — Und wir bitten um Entschuldigung, wenn wir, diesen Punkt einstweilen nur rasch berührend, ihn nicht entschlüpfen lassen, ohne der Colonie Blumenau ein lautes Lob zu zollen, als einer Schöpfung die, wenn auch der Brasilianischen Regierung umfangreiche Hülfe verdankend, bevor sie in deren formellen Besitz überging, dennoch Zeugniss ablegt von der Beharrlichkeit, der Energie und der vor keiner Entbehrung, keiner Entsagung zurückschreckenden ächt deutsch-brasilianischen Ge-

sinnung eines Privatmannes. Kein Fremder hat sich grössere Verdienste um dieses Land erworben als der Colonisator und Colonie-Director Dr. Hermann Blumenau, und gerade weil seine Ueberzeugungen und Bestrebungen nicht die unsrigen sind, sprechen wir öffentlich ein Wort der Bewunderung aus, zu welchem wir uns, wenn es nur durch Bande der Freundschaft motivirt wäre, nicht entschliessen könnten.

Wenn der Berliner Central-Verein mit seinen vermehrten Geldmitteln nicht allein philanthropischen Liebhabereien huldigt, sondern auch, für jetzt oder später, praktisch greifbare Vortheile im Auge behält, möge er solche durch An- und Verkauf von Ländereien, eigene Anpflanzungen, commercielle, gewerbliche, maritime Gründungen, möge er sie einfach commissionsweise durch Stipulirung gewisser Gebühren oder Transportprämien zu erlangen suchen — wir werden es ihm sicher nicht verdenken. — Keine Mühe ohne Lohn. Die nobelsten Absichten sind vollkommen vereinbar mit wohl durchdachter, legitimer Berechnung. Selbst der moralische Antheil an Allem, was dem rein Idealen ferne bleibt, wird stimulirt durch die Aussicht auf materiellen Gewinn, und insofern sich letzterer als honetter Begleiter gebahrt, hat sich seiner Niemand zu schämen. Der Central-Verein kann sich für seine Thätigkeit in der Provinz Rio Grande ein Feld erobern, dessen Vortrefflichkeit wir anerkennen, so lange es sich nicht um *Massen-Einwanderung* handelt, und da wir überhaupt mehr oder weniger private Initiative nicht zu kritisiren haben, so unterstreichen wir obigen Ausdruck, welcher, sowohl in seiner qualitativen als quantitativen Bedeutung, unverträglich ist mit unsern Principien, Besorgnisse ernstester Art in uns erweckt, und unsre gegnerische Argumentation nicht allein rechtfertigt, sondern herausfordert. Denn auf eine *massenhafte* deutsche Auswanderung nach Süd-Brasilien hat es der Berliner Central-Verein abgesehen, und dass er eine solche ohne den Beistand der hiesigen Central-Regierung nicht verwirklichen zu können glaubt, trotz der (schon durch einen separaten Zolltarif) privilegierten Stellung der Provinz Rio Grande, trotz ihrer frondirenden, durch die lokale Zeitungs-Presse vergötterten Volkstribunen, und trotz aller Sympathien, die ihr hüben und drüben zuströmen — das dürfen wir wohl als unum-

stösslichen Präliminar-Artikel festhalten, welchem wir, soweit unser Sehvermögen reicht, im besten Falle einen nur sehr relativen Erfolg weissagen können.

Brasilien will keinen Staat im Staate, und Deutschland hat dieser von den Verhältnissen vorgeschriebenen Politik nicht entgegen zu arbeiten.

Umsoweniger als es, sobald es will, seine auswandernden Söhne keinem fremdherrschaftlichen Schutze anzuvertrauen braucht. Umsoweniger auch, als es schon heftig genug an *Massenauswanderung* blutet. An statistischen Belegen dafür fehlt es wahrlich nicht. Die Dampfschiff-Flotte des Nord-Deutschen Lloyd allein hatte (wie aus den Zeitungen erhellt) seit Anfang des Jahres bis zum 24 October 74,000 Auswanderer von Bremen nach den Vereinigten Staaten befördert; die vierfache Zahl der im vergangenen Jahre eingeschifften Reisenden, und ähnlich frappirende Ziffern liefern Hamburg, Liverpool, Antwerpen und die holländischen Häfen.

Wenn, laut der neulich von uns citirten Meinung der „*Times*,“ Brasiliens Heil nur auf seiner künftigen Abdankung zu Gunsten eines kräftigeren Geschlechts beruht, so wird sich diese Abdankung nicht ohne furchtbare Convulsionen vollziehen. Rio Grande ist vielleicht der Kopf eines noch nicht ganz wach gewordenen Riesen, es ist nicht dessen Herz. Ob, mit oder ohne Naturalisation, jene *hunderttausende* von Deutschen, die man einer Grenzprovinz einverleiben will, welche sich jetzt schon in dem grossen Ganzen etwas sporenklirrend geberdet, politische Conflagrationen zwischen Altem und Neuem verursachen oder beschleunigen würden — das ist eine Frage, welche der Berliner Central-Verein nicht unbeachtet lassen möge. *Wir* wollen deutsche Interessen verfechten, gleichzeitig aber unsere Pflichten als loyale Gäste Brasiliens nicht verletzen. Und wohin wir schauen, es liegt jetzt Alles so in Brasilien, dass wir selbst seine bisherigen Colonisationsversuche heterogenen Characters beklagen, und ihm in dieser Richtung — obgleich zu keiner Meinungsverkündung aufgerufen — die Beherzigung des sprüchwörtlichen *Non bis in idem* empfehlen müssen.

XVI

Die Negereinfuhr war längst untersagt, und immer noch wurden die unglücklichen Geschöpfe schaarenweise von der Afrikanischen Küste herangeholt.—Die Regierung machte dabei wenig Geräusch, sah vielmehr nicht ungern einer Uebertretung ihrer Verbote zu, welche der gebieterischen öffentlichen Meinung durchaus entsprach. Doch in dieser Passivität zu beharren, das ging nicht an, als vor ungefähr drei Jahrzehnten England sich mit seinen Kreuzern in's Mittel legte, und, die internationalen Rechte und Tractate über den Haufen werfend, Negerschiffe in brasilianischen Gewässern und Häfen wegkapern liess. Seitdem ist es, wenn auch noch hin und wieder etwas von der schwarzen „Waare“ hereingeschmuggelt wurde, mit der gedachten Import-Branche auf immer vorbei. Und gerade *damals*, bei der Vernichtung jeder Aussicht auf ferneren lebendigen Zuschuss ähnlichen Schlages, hätte die gewaltsame Störung des bisherigen agrikolischen Organismus einen Umschwung in Allem, was sich daran und an die socialen Lebensbedingungen knüpft, hervorrufen müssen. Aber in dieser Beziehung wirklich Epoche machend war nicht der rohe Anstoss von Aussen, sondern, erst viele Jahre später, das berühmte, dem Parlamente mühsam abgerungene, und nichts destoweniger ausserordentlich überschätzte Emancipations-Gesetz vom 28. September 1871. Als wir davon Kunde erhielten, wollten wir unsern Augen nicht trauen, denn der erste Eindruck war der einer Mystification. *Jetzt*, nachdem wir gewitzigt, räumen wir ein, dass im Jahre 1871 mit erwähntem Gesetze das in Brasilien Mögliche geleistet wurde. Der pompöse Titel hat zu Irrthümern geführt, welche in Europa auch heute noch als baare Münze circuliren. *Emancipirt* wurde nur die Geburt der Sklaven-Sprösslinge, und selbst diese nur mit restrictiven, nicht immer respectirten Clauseln. Wer als Sklave schon geboren war, der blieb oder bleibt es bis an sein seliges Ende, und ist heute noch die nämliche, unterjochte Kreatur, und der nämliche legale Handels-Artikel. Allein, wie oben bemerkt, *damals*, vor 30 Jahren, bei der Gewissheit einer gänzlich modificirten Zukunft, hätte vielleicht ein auf richtige, solide Grundsätze gestützter Patriotismus das schwere Werk einer totalen, sowohl

staatsmännischen als volkwirthschaftlichen Umgestaltung vollbringen können. *Damals* wäre es wol noch gerathen und erreichbar gewesen, mittelst liberalster Concessionen die Rettung aus den ungesundesten Zuständen einer neuen, freien, arbeitsamen Bevölkerung zu übertragen. — Leider war die Indolenz vorherrschend, und der Scharfblick der Besten und Klügsten erfasste nichts als die Nothwendigkeit, dem naturgemässen Aussterben der ebenso unentbehrlichen als verachteten Negerkaste das kaum minder verachtete Contingent europäischer Söldlinge entgegenzuhalten. Dieser Erkenntniss entsprang das zuerst auf den Vergueiro'schen Pflanzungen in der Provinz S. Paulo eingeführte Halbpacht- oder Parcerie-System, als solches bereits abgethan, wenn auch nicht ganz aus der Praxis verschwunden, und etwa da, wo es beiderseitiger Convenienz sein Fortbestehen verdankt, nicht in Bausch und Bogen zu verurtheilen. Eine geraume Zeit hindurch als allgemeine Landes-Diätetik ausposaunt, hat es durch die Seltenheit eines relativen Erfolges selbst den Werth eines empirischen Receptes verloren. Die Sklaverei darf sich nicht in einer demuthsvollen Vasallenschaft auflösen. — Hier ist denn freilich die unglaubliche Begriffs-Beschränktheit zu bemitleiden, welche in vielen sonst wohlwollenden Gemüthern den unseligen Wahn erzeugt, Tausende und abermals Tausende von Deutschen sollten unter der Tropensonne mit etwas Speise und Trank vorlieb nehmen, und sich unter fremdem Himmel als Tagelöhner zufrieden fühlen! — So schlimm ist es drüben noch nicht bestellt, dass jeder arme Mann von den Brosamen leben müsste, die von den Tischen der reichen und vornehmen Herrschaften fallen. Und wir scheuen uns nicht es zu sagen: Selbst von den gebildetsten Brasilianern, deren Talente und Verdienste wir vollkommen zu würdigen wissen, stehen nur Wenige auf jener geistigen Höhe, die, weit hinaus über Nebel und Wolken, eine ungetrübte Rundschau gewährt. — Nicht als ob man den Nutzen einer consequent durchzuführenden Colonisirung überall geleugnet hätte, aber man verstand sie nicht so, wie sie allein verstanden sein wollte, und wo hin und wieder ein Entgegenkommen stattfand, welches dem Eingewanderten das Dasein durch Landbesitz und wohlgemeinte Intentionen behaglich zu machen bezweckte, da kam die Freundschaft zu spät, oder sie kam mit

erröthender Stirne und mit geschminkten Wangen. Man benahm sich ungefähr so wie die fünf thörichten Jungfrauen, von denen der Evangelist Sankt Matthäus berichtet, dass sie bis zur Mitternacht schliefen, und alsdann, mit geschmückten Lampen, einem Bräutigam entgegengingen, aber von ihm abgewiesen wurden, weil in ihren Lampen das Oel ausgebrannt war.

Wir wiederholen: ab und zu, fast periodenweise, drängte sich die unbequeme Betrachtung auf, dass etwas geschehen *müsse*, abgesehen von der Provinz Rio Grande do Sul, wo das deutsche Element schon Fuss gefasst hatte, und sich immer mehr zu entwickeln versprach, in Proportionen sogar, die als sehr bedenkliche erschienen. Dennoch wollte man nicht zu einem *souverainen* Heilmittel greifen, denn eines solchen glaubte man noch lange nicht zu bedürfen, sondern, unter dem Einflusse einer an feudalen Prärogativen haftenden, oder von ihnen abhängenden ungeheuren Majorität, *in einem Lande, wo es kein eigentliches „Volk,“ wo es nur Herren und Sklaven gibt*, suchte man einfach zu *temporisiren*, und nebenbei auch die lauten Anforderungen der Civilisation nicht ganz zu missachten. Je nach der Stimmung der am Staatsruder befindlichen Minister wurde dem Colonisirungs-Fache bald grössere, bald kleinere Aufmerksamkeit geschenkt. Dass von einer Treibhaus-Temperatur nicht viel Nützliches zu erwarten war, das hat sich die hiesige Regierung wol kaum verhehlt. Aber es handelte sich zunächst um Beruhigung und Beschwichtigung. *Après nous le déluge!* Und man beschlug das Staatsschiff mit goldenen Nägeln, wo sich die eisernen unter dem Hammer gekrümmt hatten, weil man sie nicht auf den Kopf zu treffen wusste. Mit einem Kostenaufwande, der bis jetzt keine Zinsen trug, wurden einerseits vereinzelte Ansiedlungen geschaffen und unterhalten, welche das allgemeine Wohl um ein nur Geringes förderten, und wurde andererseits, mit einer lässigen Verschwendung, die sich bitter rächt, durch Vermittlung schamloser Kuppler und Seelenverkäufer *catilinarischen* Existenzen der Weg zu neuen Schändlichkeiten gelichtet, und das alles, während die Negerfrage unbehindert ihre Giftblüthen trieb, und, von Tag zu Tag drohender, mit ihren dunklen Schatten das ganze Land überzog. — Eine letzte herbe Enttäuschung erlitt Brasilien durch den verunglückten Deutsch-Russischen Kreuz-

zug nach der Provinz Paraná. Dass man nach diesem tragisch endenden Schaustücke bis auf Weiteres den Vorhang fallen liess, ist begreiflich, und wohl geeignet, die hochfliegenden Pläne des Berliner Central-Vereins etwas zu mässigen.

XVII

Was Eduard von Hartmann von der Philosophie sagt, „dass sie hart, kalt und fühllos wie Stein, rücksichtslos nach Wahrheit forsche, unbekümmert darum ob das, was sie findet, *dem in der Illusion des Triebes befangenen Gefühlsurtheile behage oder nicht*,“ das passt vollkommen auf den Handel, und mit einem ganz kurzen Commentar dieses Axioms werden wir zu beweisen suchen, dass die generöse Absicht des Berliner Central-Vereins, nebst all dem Uebrigen *auch den deutschen Exporthandel zu heben*, rein aus der Luft gegriffen ist. — In Colonisations-Angelegenheiten aber mussten wir schon etwas weiter ausholen.

Unseres Erachtens ist in dem Berliner Congresse soviel Rhetorik verschwendet worden, dass die Wortführer sich daran berauschten, und die Nichtredner in einer Art Betäubung von dannen gingen. Auch in unserer Ideen-Folge ist eine gewisse Confusion eingetreten. — Einerseits wird die Massenauswanderung bitter beklagt, und jedem daran Betheiligten vorgeworfen, dass er durch die Transferenz seines Besitzthums und seiner Arbeitskräfte auf Nord-Amerika seinem Vaterlande einen Durchschnitts-Verlust von 2000 Mark per Person zufüge. Andererseits agitirt man für Süd-Brasilien, und entdeckt namentlich in der Provinz Rio Grande do Sul den Endpunkt, von welchem aus deutsches Leben nach Deutschland in vollster Reciprocität zurückströmen müsse, indem es — was in den Vereinigten Staaten nicht der Fall sei — der heimathlichen Industrie neue Abzugskanäle erschliesse. — Warum nun aber für seine individuellen Bedürfnisse der Teuto-Brasilianer patriotischer gesinnt sein sollte, als der Teuto-Amerikaner, das wissen wir uns nicht zu erklären. — Bis jetzt haben wir immer noch gesehen, dass, wer einen Artikel kauft, vorerst die Brauchbarkeit der Waare prüft und darnach den geforderten Preis berechnet, nicht aber,

dass die blosse Provenienz den Ausschlag giebt, es sei denn, dass diese Provenienz für einzelne Manufacte schon an und für sich eine notorische Superiorität constatire. Hier hilft keine Ingerenz eines philanthropisch-patriotischen Vereins, sondern nur die Intelligenz oder die, einem bestimmten Geschäftskreise zugewandte Initiative des Produzenten. Das macht sich aber Alles von selbst und ohne „Reiseprediger;“ oder anders gesagt: Handel und Gewerbe sind gewohnt, ihre Fühlhörner überallhin selbst auszustrecken, und dem *in der Illusion des Triebes befangenen Gefühlsurtheile* Anderer auch nicht das Mindeste zu überlassen.

Und wenn wir jener *Massenauswanderung*, auf welche „trotz alledem“ der Berliner Central-Verein seine Pläne stützt, als einer Blutung für Deutschland gedachten, so ist uns dabei die Thatsache eines ausserordentlichen Blutzuschusses nicht entgangen. — Allerdings stieg die Bevölkerung in Preussen von 1816 bis 1875 von 10 auf 19 ½ Millionen, hat sich also innerhalb 60 Jahre um 95 Prozent vermehrt, und nach den Berechnungen des statistischen Reichsamts liess sich während der letzten 7 Jahre (1871—1878) den Sterbefällen ein jährlicher, durchschnittlicher Mehrbetrag von 542,000 Geburten entgegenstellen. Vielleicht haben sich seit 1878 die Zahlen etwas modificirt? Wenn auch nicht, und abgesehen davon, dass einzelne grosse Länderstriche Deutschlands wegen mangelnder Bevölkerung dahinsiechen, und darunter aus Gründen, die wir hier nicht zu erörtern haben, auch solche, die sich vollkommen zur Bebauung eignen, glauben wir, dass eine Auswanderung, wie sie gerade in der Neuzeit in so enormen Dimensionen stattfindet, für das deutsche Reich unmöglich als eine Wohlthat betrachtet werden kann. Um dieser Meinung die Spitze abzubrechen, müsste wenigstens das Eine feststehen: dass das Land weit weniger gute Leute verliert, als Proletarier und unnütze Pflastertreter. — Dem scheint nicht also zu sein, denn das Verschwinden eines Bummlers aus dem deutschen Kaiser-Staate wird wol kaum als ein Verlust von 2000 Mark abgeschrieben werden, und dass man einzig und allein zur Erleichterung Deutschlands eine brasilianische Provinz mit solchen Subjekten zu überschwemmen bezwecke — dieses Grades des engsten Particularismus wollen wir die Berliner Herren nicht anklagen.

Den Berechnungen des statistischen Reichsamtes hat die gediegen redigirte „Frankfurter Zeitung“ einige Betrachtungen angereicht, „welche der Berliner Congress als ein *schätzbares Material* zur Orientirung über ein vielfach umstrittenes Tagesthema entgegengenommen hatte,“ und die unsere Befürwortung deutscher Colonien unter nationaler Flagge bekräftigen, denn, so heisst es unverholen :

„Eine derartige Zunahme der Bevölkerung, welche bei regelmässiger Fortdauer eine Verdoppelung der Bewohner des Deutschen Reiches in Aussicht stellt, muss auf allen Lebensgebieten das Angebot von Kräften steigern, und dadurch indirekt das Niveau der Anforderungen an das Individuum unverhältnissmässig in die Höhe schrauben. In Handel, Gewerbe und den verwandten Erwerbzweigen führt diese Lage nothwendig zu einer stetigen Vermehrung geschäftlicher, die Conkurrenz bis zum Uebermaass und Missbrauch steigender Unternehmungen. *Staaten, die Colonien besitzen, sind in dieser Beziehung in einer günstigen Lage, weil sie diesem Ueberschuss ein dem Vaterlande nutzbringendes Feld der Thätigkeit auch ausserhalb desselben zu eröffnen vermögen.*“

Und nun concentriren wir unser Augenmerk wieder auf des Central-Vereins Lieblingskind Brasilien.

Die hiesige Regierung war müde geworden. Das Experiment mit den Deutsch-Russen hatte ihr 5,000 Contos de reis (circa 500,000 Pfund Sterling) gekostet, und unsäglichen Verdruss verursacht. Die gedachten Colonisten mussten aus der Staatskasse verpflegt werden; die Mehrzahl derselben begab sich nach Europa zurück, oder suchte in Nordamerika oder in Argentinien ein drittes Heim. Für Brasilien ein Fiasco sonder Gleichen. — Wir haben nicht zu bestimmen, welcher der beiden Partheien der grössere oder kleinere Antheil an der gewiss gegenseitigen Schuld zuzumessen ist, und wollen Gastgeber wie Gäste damit absolviren, dass unentwirrbare „Missverständnisse“ ihre Hoffnungen vereitelten, und vereiteln mussten. Und, nachdem auch dieser Kelch vorüber war, da schien der Brasilianischen Regierung die Zeit des Stillstandes oder der Umkehr gekommen. Man hatte Millionen verausgabt (von 1847 bis 1878 circa 33,417 Contos, oder

3,341,000 Pfund Sterling, oder jährlich 104,400 Pfund), wovon im Jahre 1878 allein Rs. 7,937,667\$000, und für welchen Gewinn? Dass sich einzelne Staats- oder Privat-Colonien einer gewissen Prosperität erfreuten, dass sich die Provinz Rio Grande do Sul immer mehr verdeutschte, das war kein Equivalent für die gebrachten Opfer, kein Palladium gegen die Negerfrage, keine Lösung des Zukunfts-Problems. Wohlhabende Einwanderer liessen sich nur ausnahms- und probenweise herbeilocken; die sich aus individuellen Erfolgen entwickelnde magnetische Anziehungskraft, welcher man Aehnliches wie in Nordamerika zugetraut hatte, blieb entweder ganz aus, oder wurde gestört durch unaufhaltsame Gegenströmungen, und schliesslich besass man einen relativ unbedeutenden Zuwachs eingewanderter Bevölkerung, von welcher, als von nicht germanischer Abstammung, auch einigen *Norditalienern* das Lob nützlicher, agrikolischer Mitarbeit gebührt. Dagegen hat uns, um die Wohlthat abzuschwächen, der Abschaum des europäischen Proletariates nicht unbehelligt gelassen, und freilich war er nicht dazu angethan, um die Abneigung des Brasilianers gegen jeden fremden Eindringling zu dämpfen.

Aber, wenn wir auch mit dem Gesagten die pecuniären Anstrengungen der Regierung gerne anerkennen, so bleibt unser Ausgangspunkt dennoch der nämliche, und wir behaupten: dass, von dem Augenblicke an wo Brasilien durch den Britischen Leoparden zum Bewusstsein seiner militärischen Ohnmacht gelangte, bis zu der heutigen Stunde an eine Colonisation *im weiten Sinne des Wortes*, die, nach zuvor unvermeidlichen Krisen, dem Reiche eine neue Aera eröffnet hätte, niemals gedacht worden ist. Und es konnte daran, nach all' den begangenen Unterlassungssünden, je rascher die Zeit davon eilte, auch nicht mehr ernsthaft gedacht werden. Eine radicale Umwälzung des Bestehenden lag und liegt nicht im Geiste der Nation. Doch vor 30 Jahren hätten die am tiefsten eingreifenden Reformen das Land weniger erschüttert als jetzt. — Und damals war der Kaiser noch jung.

XVIII

Dom Pedro II., als Kind mit der Kaiserkrone geschmückt, im 15. Lebensjahre majorenn geworden, Sohn einer Oesterreichischen Erzherzogin, hätte auf die Einbürgerung germanischer Elemente in dem von der portugiesischen Knechtung befreiten Staate schon durch den seine Wiege umgebenden Nimbus einen Einfluss ausüben können, der uns wol in andere, bessere Gleise als die heutigen gelenkt haben würde. Wie der jugendliche Fürst persönlich darüber dachte, welchen Einflüsterungen er vorzugsweise zuhorchte, das wissen wir nicht, aber wir wissen und fühlen, dass den Gebräuchen und dem Willen eines souverainen Volkes Rechnung getragen werden musste. Es ist unnütz, sich in traumhaften Reflexionen zu ergehen. Auf dem weltgeschichtlichen Gebiete frommt uns keine Ideologie. Im Jahre 1840 war der Kaiser majorenn, aber das Land war es nicht. Aus den Trümmern einer Colonie hatte sich ein Kaiserreich erhoben, aus veralteten Institutionen eine freie Constitution entwickelt, aber der Stamm blieb an der Wurzel hängen, und immer noch haftet der innerste Kern Brasiliens an einer nur langsam verfaulenden Schaale mit tief eingebrannten portugiesischen Kennzeichen. — Die von dem zukünftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten vor 3 Monaten zu 500 Deutschen in Cleveland gesprochene Worte: „Ein alter Schriftsteller sagte schon vor Jahrhunderten, dass die Verfassung Grossbritanniens den Wäldern Deutschlands entsprossen sei: Unser Familienzweig ist der ältere; Sie müssen sich uns anschliessen, die jüngeren Söhne des modernen Deutschlands, um Ihre alten Brüder in dieser neuen Welt wieder zu finden“ — erklären uns zur Genüge warum sich in dem nördlichen Amerika schon erfüllt hat, was sich in dem südlichen, wenn ihm ähnliche Geschehisse vorschweben sollten, nicht erfüllen kann. Denn die fehlenden Familien-Verzweigungen sind nicht zu ergänzen, sympathische Annäherungen nicht zu erzwingen. Und die Klage des Poeten um verlorene Illusionen ist weiblichen, das Schlussurtheil des Historiographen sachlichen Geschlechts. —

Sich streng nach diesem Sachlichen zu richten war dem Conseil-Präsidenten und Minister des Ackerbaues *Senhor Cansanção*

de Sinimbú vorbehalten. Es ist noch kein Jahr verflossen, seitdem er, wenige Monate vor seinem amtlichen Rücktritte, der deutschen und überhaupt jeder europäischen Auswanderung nach Brasilien die Gewährung freier Passagen und auch sonstiger Unterstützungen entzog, und demgemäss die Legationen und Consulate in Europa instruirte. Und als nicht unwichtig mag erwähnt werden, dass der genannte Staatsmann mit einer hochgebildeten *deutschen* Dame vermählt ist. Rein chauvinistische Ansichten waren also hier wol kaum entscheidend. Herr *Cansanção de Sinimbú* hatte in früheren Jahren zum öftern deutsch-freundliche Gesinnungen gezeigt, und steht in dem Rufe eines liberalen, humanitären Characters. — Dass ihm seine ministeriellen Functionen nicht zur Sinekure gereichten, geht aus seinen der Oeffentlichkeit übergebenen, überaus stoffreichen Berichterstattungen hervor. Wir haben nicht die Ehre, den vielfach geschmähten Mann persönlich zu kennen. Aber die Ausspinnung unseres Themas nähert uns einer Persönlichkeit, welche, zur Bestürzung vieler Andersdenkenden, mit kühner Hand eine krüppelhafte Pflanze zu beschneiden wagte, selbst auf die Gefahr hin, sie auf immer zu verderben.

In der That! die Sorgfalt des Gärtners hatte sich nicht belohnt. Und das Theorem, dass keine landwirthschaftliche Kultur nur nach Gattungen zu schätzen sei, dass jede an und für sich die nämliche Geltung habe, dass weder Beschaffenheit des Bodens, noch Bedingungen des Klimas, noch Herkunft der arbeitenden Klassen in Betracht komme, *vorausgesetzt* dass das Gesamtergebniss, in Zahlen verwandelt, die Kassen des Staates oder der Regierung fülle, und gleichzeitig das Triebrad des nationalen und internationalen Mechanismus im Gange erhalte — dieses Theorem war zu einem nichtigen geworden, weil sich das seit Jahrzehnten Versäumte nicht mehr nachholen liess, eben weil es an dem *sine qua non*, an der Voraussetzung fehlte. — Es war nicht mehr gleichgültig, ob der Süden oder das Hochland, nach und nach, in irgend welcher Form, durch die Leistungen europäischer Kräfte ersetzen würden, was Sklavenarbeit geschaffen hatte, und was nun einem raschen Verfall entgegenzugehen drohte. — Durch das ganze Geäder des fruchtbarsten Territoriums floss afrikanisches Blut,

Erndten erzeugend, wie sie nur die Tropensonne zur Reife bringt. Auf dieser und auf keiner anderen Production ruhten der Stolz, die Macht und der Reichthum des Landes. — Hätte man die Lösung socialer und volkswirthschaftlicher Aufgaben nicht fortwährend vertagt, hätte man das Oel in der Lebenslampe vor Mitternacht erneuert, so wäre man wol nicht dahin gekommen, die kostbaren Aussaaten plötzlich einzustellen, und sich mit neuen, abenteuerlichen Combinationen abzuquälen. Aber Noth kennt kein Gebot. So wenig wie durch eine Kaffee Phylloxera kann das Land, *in seinen jetzigen Zuständen*, durch abgestorbene, oder lahm gelegte, oder entfesselte Negerarme eine *Abnahme seiner werthvollen tropischen Production* ertragen. — Je nachdem man nun die Sachen betrachtet, der ferneren Zukunft die Gegenwart unterordnet, oder vor Allem Gegenwart und nächste Zukunft gerettet sehen will, wird man die angebahnte, noch von dem Sinimbüschen Kabinette in Angriff genommene, massenhafte *Kuli-Einwanderung* entweder gänzlich verwerfen, oder durch den Drang der Zeit entschuldigen. Jedenfalls wird sich eine Invasion dieser Natur in grösstem Masstabe zu vollziehen haben, wenn ein irgend nützlich-ches Ergebniss nicht ausbleiben soll, damit wenigstens ein hoher Zweck die unschönen Mittel heilige. Vor den moralischen Folgen, vor der neuen Racen-Verschlechterung muss man freilich Augen und Ohren verschliessen. Heftige Opposition hatte das Projekt bei seinem Erscheinen hervorgerufen; besonders entrüstet zeigte sich die hiesige Tagespresse, die übrigens jetzt schon sich dem bedenklichen Vorhaben mit einer gewissen Behäbigkeit und Beschaulichkeit zuwendet, und — rein geschäftlich gesprochen — nicht ohne Grund. Denn nicht verwelken darf das aus den Central-Provinzen Rio de Janeiro, Minas und S. Paulo erblühende Trifolium; nicht veröden darf eine Werkstätte, welche 740,000 Zwangsarbeiter, d. h. *die halbe Sklavenbevölkerung Brasiliens* beherbergt. Man berücksichtige diese Zahl, und Alles, was daran klebt, bevor man die Neger-Emancipation in den Südstaaten der Amerikanischen Union, oder auf den westindischen Inseln als ein Beispiel anruft, welches hier wie dort ohne allgemeinen Ruin nachgeahmt werden könnte. Und ist es durchaus und in jeder Beziehung verdammenswerth, wenn man jetzt den erfrischenden Morgenthau im äussersten Os-

ten sucht, wenn man die *unentbehrlichen* Hülfsstruppen in dem von Jammergestalten strotzenden China rekrutirt, einzig und allein deshalb, weil sie anderswo nicht mehr zu finden sind?

XIX

Wir versahen die heute weiter auszuführende These in unserer letzten Nummer mit einem Fragezeichen, welches wir ruhig stehen lassen. Was zwischen Brasilien und China vereinbart wurde, ist zwar noch nicht zur Kenntniss des Publikums gelangt, doch glauben wir versichern zu dürfen, dass die hiesige Regierung, zum Behufe einer baldigen Kuli-Immigration, bereits Contracte abgeschlossen hat. Welcher Art, und mit Wem, das ergründen zu wollen, wäre unsrerseits mehr Neu- als Wissgier. Verübeln können wir einen Schritt nicht, den die eiserne Nothwendigkeit vorschrieb, als es mit dem Wählen und Aussuchen vorbei war. Jene Schutzmauer, hinter welcher sich die brasilianische Politik so lange Jahre hindurch am offenen Meeresstrande verschanzte, ist abgebrochen, muss aber nun, zur Behütung und Erhaltung schon aufgespeicherter Schätze, im Innern des fruchtbaren Landes wieder aufgerichtet werden. Und es geschieht dieses mit vollkommener Logik. Denn vorüber ist die Periode, wo das Emancipationsgesetz vom 28. September 1871 als provisorischer Balsam die tiefste Wunde Brasiliens zwar nicht zu heilen, aber doch zu lindern vermochte. Dass diese Wunde jetzt leicht in Brand ausarten könnte, das sucht nur der stupide Egoismus zu ignoriren, oder vielmehr, er sucht den herannahenden Sturm mit chimärischen Hoffnungen zu bekämpfen. Auf dem unbefangenen und wohlmeinenden Zuschauer lastet die gewitterschwangere Atmosphäre desto wuchtiger. — Die Sklaverei ist ein Fluch, den uns vergangene Generationen überliefert haben, aber sie ist auch eine Anomalie, die nicht lange mehr fortbestehen kann. Diese Ueberzeugung ist zu einer weitverbreiteten geworden, und sie tritt jetzt an Reich und Arm mit einer Entschiedenheit heran, gegen welche sich der steifste Conservatismus vergebens sträubt. — Regierung und Nation stehen auf dem Punkte, wo man mit der einen Hand

niedermähen, und mit der andern entschädigen muss. Beides ohne Aufschub, und das Eine wie das Andere stellt für die öffentliche Wohlfahrt keine baldige Besserung in Aussicht. Von hundert befreiten Sklaven wird sich kaum *Einer* zu selbständigen, oder salarirten agrikolischen Beschäftigungen herbeilassen. Für diese elende Race ist, mit den seltensten Ausnahmen, jeder Freibrief ein Diplom zur Faullenzerei und Schlechtigkeit. — Man denke, welche neuen Prüfungen unserer warten! Immerhin gehört, zur Beschämung der Neger, den Chinesen ein dreifaches Lob: sie sind bildungsfähig, arbeitsam und sparsam. —

Was wir in Brasilien unter „*fruchtbarem*“ Erdreich verstehen, haben wir schon zur Genüge erläutert, und nur das Eine wollen wir, unter obwaltenden Conjunctionen, nochmals speciell hervorheben, dass gerade die Fruchtbarkeit der tropischen Districte eine neue Ausscheidung der germanischen Concurrenz mit sich bringt. Als Kinder der Sonne mögen Asiaten und Afrikaner sich zu einer Gemeinde *sui generis* verschmelzen, moralisch zurückstossend, materiell nützlich. Doch wird noch weniger als bisher von der für einzelne landwirthschaftliche Zweige, wie namentlich für die Kaffeecultur, möglichen Parcellirung zu erhoffen sein, dass sie die vorhandenen Asperitäten nach und nach abrunde. Diese Parcellirung wird nicht überall durch das heisse Clima neutralisirt, auch Deutsche bauen Kaffee, und da, wo er gedeiht, hat er auch für den kleinen, nur mit Familie gesegneten Landbesitzer einen ganz exceptionellen Werth, nicht allein, weil er, nach nicht sehr anstrengender Manipulation, schon vollkommen verkaufsbereit aus der Pflanzung in den Handel übergeht, und nicht wie Zuckerrohr oder Baumwolle als Rohproduct noch allerlei theure Procedures durchmachen muss, sondern weil er verhältnissmässig hohe Transportspesen verträgt. Was nützen Bodenfrüchte, wie sie kühleren, milderer Himmelsstrichen eigen und dem deutschen Colonisten handgerecht sind, wenn die Reise nach den Märkten den Productionspreis verschlingt und bisweilen sogar noch baare Frachtzuschüsse erheischt? Dergleichen nennt man in herkömmlicher, freilich vulgairer Sprache: „*travailler pour le Roi de Prusse.*“ Und aus den Provinzen von Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Parana, Espirito Santo u. s. w. laufen bei uns

fortwährend Briefe ein, welche diese Abnormität mit bitteren Worten commentiren. Nivelliren lässt sie sich durch Eisenbahnen, Canäle, neue Strassen etc.; aber Zeit und Geld wird es kosten, besonders *sehr viel Geld*, und vorerst denken Regierung und Nation an das *Pressante*. Wo nun dieses *Pressante* liegt, das haben wir schon mehr als einmal auf das sichtbarste blosgelegt.

Das Land ist so gross, dass von einer Verdrängung der schon eingehausten oder noch kommenden europäischen Ansiedler durch die chinesische Bescheerung, oder von einer fühlbaren Schmälerung dessen, was noch auf profitable Weise auszubeuten ist, nicht die Rede sein kann. Wir meinen indessen, dass durch den natürlichen Gang der Ereignisse, je nach geographischen und socialen Vorbedingungen, die Racentrennung sich um so schärfer abzirkeln wird, als der brasilianische Staat seinen agrarischen und politischen Schwerpunkt nur auf einzelne Centralprovinzen legen wollte oder konnte, nicht aber dorthin, von wo aus sonst, wenn sich auch alles Uebrige in einem freundlicheren Lichte zeigen würde, an die deutsche Emigration eine brüderliche Einladung zu erlassen wäre. Gewiss wird man keine Kulis nach dem Süden beordern, sondern nach den Kaffee-, Zucker- und Baumwollen-Plantagen. Jedenfalls geht, wenn unsere ganze heutige Argumentation hinfällig sein sollte, Folgendes aus ihr hervor: Brasilien steht nicht mehr am Scheidewege. Und sein Budget gestattet keine *Zersplitterung*. Es gebietet der Regierung, zu gleichzeitiger Bewältigung einer inhaltsschweren *Doppelfrage*, noch weniger an gutem Willen, als an pecuniärer Kraft. Schon aus diesem Grunde erscheint uns die in Berlin patronisirte deutsche Massenauswanderung nach Rio Grande do Sul fantastischer als je zuvor, es sei denn, dass der Central-Verein, mit gewaltigen Capitalien ausgerüstet, von vornherein auf jede officiële Protection oder Subvention Verzicht leiste.

XX

Wenn wir unserem bescheidenen Wochenblatte *ein* Verdienst zuschreiben, welches freilich auch manchen anderen Pressorganen gebührt, aber nichtsdestoweniger seine Bedeutung hat, so ist es

dasjenige einer streng journalistischen Haltung. — Ohne Nebenabsichten, ohne Betheiligung, directe oder indirecte, an Unternehmungen, deren Besprechung zu unserm Ressort gehört, ohne Connexionen von bestimmendem Einflusse auf unsere Gedankenarbeit, ohne Hoffnung, Brasiliens vollen Morgenglanz zu erleben, ohne den Wunsch, dass ein Reflex dieses Glanzes auch auf uns niederstrahle, überhaupt ohne den leisesten Wunsch, dass uns, durch das Lob oder den Tadel öffentlicher, deutsche Interessen berührender Zustände, früher oder später eine active Rolle zufallen möge — setzen wir unsere Referate getrostes Muthes fort, und zweifeln nicht daran, dass man uns, hier wie drüben, das Zeugniß einer ehrlichen Gesinnung nicht versagen werde.

Der Gerechte wird nicht fragen: „Wer ist der Stärkere?“ sondern: „*Wo liegt die Wahrheit?*“ — —

Wir machen kein Hehl daraus: Wir sehen es, unter den jetzigen Verhältnissen, nicht gern, wenn der Deutsche nach Brasilien auswandert. — Aber unsere Denkungsart ist keine orakelhafte. — Gegenwart und Zukunft sind wie ein Kaleidoscop, in welchem jede Menschenhand neue Farbenbildungen zusammenwürfelt. — Die sich in unserm Auge abspiegelnden kommen immer und immer wieder mit einer Beharrlichkeit, die sich nicht etwa in unsere Phantasie einschmeichelt, sondern sich unseres Intellectes bemächtigt.

Viel leichter ausführbar, der Gegenwart angemessener als gar zu kühne Operationspläne würde uns ein Programm erscheinen, das, mit leicht aufzubringenden Mitteln, sich ohne grossen Apparat realisiren liesse.

Ueber die Provinz Rio Grande do Sul haben wir bereits einige Bedenken geäußert, ohne Dieses oder Jenes, was wir vollkommen durchschauen, zur Sprache bringen zu wollen. In Berlin wird man uns verstanden haben. Der Hinweis auf mögliche Zusammenstöße entsprang der Befürchtung, dass das Germanenthum unter der Leitung *brasilianischer* Agitatoren, oder aufgezett *von einer wilden Grenznachbarschaft*, auf Irrwege gerathen könnte, vor welchen zu warnen in unserer Befugniss lag. Diese gelinde Anspielung bezog sich nur auf eine deutsche Massen-Einwanderung, und es ist dies allerdings ein Wort, das wir für die

erwähnte Gegend wie auch für alle übrigen brasilianischen Länderstriche missbilligen, indem wir nochmals bekennen, dass wir eine Colonisirung solchen oder selbst viel kleineren Kalibers vorzugsweise dem Protectorate der deutschen Flagge anvertraut sehen möchten. Aber auch darin weichen wir ab von der Meinung einzelner Berliner Herren, dass wir die Provinz Rio Grande do Sul durchaus nicht ohne Vorbehalt als die beste Nährmutter für europäische Immigranten betrachten. Sie scheint uns vielmehr an Productivität, an rasch wahrzunehmender lucrativer Productivität hinter mancher ihrer Schwestern wesentlich zurückzustehen. Ackerbauer oder Viehzüchter prosperiren in Rio Grande nicht ohne die mühevollsten Anstrengungen, und dass selbst Letztere nicht überall zum Ziele führen, das beweisen sowohl die zahlreichen Misserfolge vereinzelter Ansiedler, als die Colonien grösseren Styles, welche, von deutscher That- und Geldkraft begründet und aufrecht erhalten, ein patriotisch angelegtes, aber sich selbst aufzehrendes Capital repräsentiren. Woraus zu folgern, dass frisches Wagen in den gesegneten Gefilden des südlichen Brasiliens noch kein Gewinnen bedingt. — Auch der schroffe Temperaturwechsel in Rio Grande verhindert uns, die Vorzüge eines durchschnittlich gemässigten Climas allzusehr zu preisen, trotz dessen dass wir mit den Gefahren und Belästigungen der Tropenhitze genugsam bekannt und überworfен sind.

Eine wohlunterrichtete, mit dem geehrten Berliner Central-Verein eng verbündete, in der Provinz Rio Grande do Sul sesshafte Persönlichkeit hat es zu wiederholten Malen gesagt: „Keiner komme hierher, der nicht entschlossen ist, als Tagelöhner, mit Hacke und Schaufel in den Fäusten, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.“ Und in einer der jüngsten Nummern der in Porto Alegre erscheinenden „Deutschen Zeitung“ lesen wir: „dass der Tagelöhner nach der kurzen Frist von 5 bis 10 in Arbeit, Fleiss und Sparsamkeit zugebrachten Jahren freier Eigenthümer eines Grundbesitzes von 175 bis 180 Morgen guten Landes werden könne.“ (Auf 5 Morgen mehr oder weniger kommt es dabei wol nicht an?) Also 5 bis 10 Jahr härtester Arbeit sind in Rio Grande erforderlich, um, *im glücklichsten Falle*, nach dem grausamsten Entbehrungen, eine Strecke culturfähigen Landes zu erwerben?

Nach unsern Begriffen kein verführerisches, ja kein zu befürwortendes Loos. Und überraschen wird es uns, in Colonisations-Angelegenheiten die Thätigkeit des Central-Vereins, seiner Zweiginstitute und sämtlichen Mitglieder auf uneigennützigte Belehrung, Beförderung und Landung mittelloser Ackerbauer beschränkt zu sehen. — Doch mit überlegenem Lächeln weist die oben citirte Zeitung jeden Gedanken an materiellen Gewinn zurück, denn — so versichert sie — „der Character des Berliner Central-Vereins ist nichts weniger als ein geschäftlicher.“ Desto besser! Mit Freuden nehmen wir Nota von dieser auch für uns trostreichen Erklärung.

XXII

Wenn nach Brasilien ausgewandert werden soll, so zeigen sich uns vorerst die Provinzen von S. Paulo, Santa Catharina und Paraná als empfehlenswerthe. Diese Aufzählung ist keine exclusive. Wir lenken die Aufmerksamkeit der deutschen, dem Ackerbau zugewandten Auswanderung auf alle Punkte, die im Hochlande zur Cultivirung tropischer Bodenfrüchte geeignet sind, und durch schon fertige oder im Bau befindliche Eisenbahnen den lohnenden Absatz werthvollster Handelsartikel nicht allein erleichtern, sondern ermöglichen. Die grösste Sorgfalt bei der Wahl der Ansiedlungen ist von überwiegendster Wichtigkeit, denn jede nur der heissesten Sonne zugängliche Cultur muss den Negern, Kulis, Indianern, oder den eingebornen Weissen überlassen bleiben. Dass Letztere von jeher vor persönlicher Arbeit zurückschreckten, hat dem ganzen Lande das Stigma der Negerwirthschaft aufgeprägt, aber die Zeit einer plötzlichen oder allmählichen Emancipation rückt mit starken Schritten heran, und ihre Folgen sind noch nicht zu berechnen. Jetzt schon ist das Verlangen nach neuen *Gehülfen* ein allgemeines. Die märchenhafte Fruchtbarkeit einzelner Districte überwuchert frühere Reti-zenzen und verwandelt Antipathien in freundlichere Gefühle, ernüchtert wenigstens den bisherigen strammen Absolutismus. Das stolze „*Civis Romanus sum*“ wird schon in etwas weicheren Modulationen ausgesprochen.

Wir haben des Caffeebaues als eines auch für deutsche Colonisten angezeigten und bewährten gedacht. Noch bietet er tausenden von Familien eine sehr annehmbare Existenz. Auch Handwerker, Dienstleute etc. finden guten Erwerb. Am gesichertesten sind die schwachen Consumenten, d. h. Diejenigen, welche, an den einfachsten Lebenszuschnitt gewöhnt, zu der Speisung der *unersättlichen Zollkassen* die geringsten Beiträge liefern. An handeltreibenden Männern und Frauenzimmern jeder Cathogorie ist kein Mangel; Künstler, Schriftgelehrte oder gar Poeten sind hierzulande nicht zu gebrauchen.

Wir dürfen nicht unberührt lassen, dass die prohibitiven Verfügungen des Sinimbú'schen Kabinettes nicht stricte befolgt, sondern dass von dem gegenwärtigen Ministerio einwanderungslustigen Europäern unter der Hand auch heute noch, in Europa wie hier, manche Vergünstigungen eingeräumt werden. — Was früher, mit unerfreulichem Ausgange, im Grossen geschah, das geschieht, in richtigerer Erkenntniss der Sachlage, jetzt im Kleinen und Stillen. Und das viel angefochtene preussische Auswanderungsverbot ist nichts Anderes als ein den *Massen* vorgesetzter Damm. Wer auf ruhige, besonnene Weise nach Brasilien kommen wollte, hat es immer noch gekonnt.

Unser nächstes Kapitel werden wir dem siegreich durchgedrungenen *Wahlgesetze* widmen. Es fehlt dieser Reform zwar der Hauptpunkt, *die Gewissensfreiheit*, doch haben wir sie selbst in ihrer stiefmütterlichen Zurückhaltung willkommen zu heissen.

Nichtsdestoweniger, wenn Deutschland gewillt wäre, durch eigenen Colonial-Besitz unter huldvollem Himmel, freien Weltbürger den Schutz seiner Tricolore zu gewähren, so würden wir solche Pflanzstätten allen andern vorziehen.

Liegen z. B. in der Südsee nicht noch zahlreiche Inseln, die einer viel ernsteren Aufmerksamkeit würdig sind als die an 3 oder 4 Hamburger und Londoner Bankhäuser verpfändete, und von diesen ungeduldigen Gläubigern auf den deutschen Finanzmarkt gebrachte Samoa-Gruppe?

Wir ersehnen die Zeit einer umsichtigen Colonial-Politik. Denn die deutsche Nation wird für das leibliche und geistige Wohl ihrer sämtlichen Kinder kaum in dem Maasse sorgen

können, dass keine Auswanderungsgelüste 'mehr aufsteigen. Es ist kein leichtes Geschäft, „*Jedem das Vaterland so lieb und theuer zu machen, dass er seine Blicke und Schritte nicht mehr nach der Fremde zu wenden braucht.*“ Wir beneiden die Herren Dr. Kapp und Philippson um ihren Optimismus, aber wir theilen ihn nicht. — An arkadische Zustände und Menschenbeglückung glauben wir nicht mehr.

XXIII

Dass auch Brasilien kein Arkadien ist, wird selbst von einheimischen Autoritäten nach und nach zugestanden. Aus dem Munde eines hiesigen, der jetzigen Generation angehörenden, gewiegten und in Colonisations-Angelegenheiten durch persönliche Erfahrung sehr bewanderten Staatsmannes hörten wir dieser Tage die Worte: „Noch auf lange Jahre hinaus wird unser Land die Bedingungen nicht erfüllen können, welche uns die germanische Einwanderung mit Recht auferlegen darf. Es fehlt uns an der nöthigen Attractionskraft, und ich möchte deshalb den Deutschen zuzurufen: „kommt lieber nicht nach Brasilien,“ und meinen Landsleuten: „sucht eure Arbeiter lieber anderswo als in Deutschland!“

So lange die deutsche Auswanderung auf ihre nationale Unabhängigkeit verzichten muss, schliesst sie sich, instinctmässig, eher einem stammverwandten Volke mit republikanischen Institutionen an, als einer von Grund aus verschiedenen Race mit monarchischem, immer mehr aus der Mode kommendem Regierungsgepränge. Dieser Thatsache verdanken die Verein. Staaten von Nordamerika den grössten Theil ihrer ungeheuren Prosperität. Aber nur über den Osten und Westen ergiesst sich die massenhafte Einwanderung; der Süden bleibt, trotz seines Naturreichthums und seiner fruchtbaren, unbesiedelten Ländereien, von ihr unberührt. „Wo das Volk unerzogen ist“ — wir entnehmen diesen Passus einer Rede des amerikanischen Bundespräsidenten Hayes — „da giebt es keine Freiheit, keine Gleichberechtigung, keinen allgemeinen Wohlstand, und keine gesetzliche Ordnung. Die Unions-Armee hat die Rebellion der Südlichen Sklavenstaaten erstickt, und die Sklaverei aufgehoben, aber nun ist eine öffent-

liche Volkserziehung erforderlich, um auch im Süden eine Stätte der Freiheit, und ein Asyl für die Unterdrückten aller Klassen zu gründen.“

Mit dieser öffentlichen Volkserziehung hat es leider bei uns in Brasilien noch gute Wege; wir vermissen sie nicht allein in den grossen Sklaven-Centren, wir vermissen sie überall. Materiellen Fortschritten konnte sich das Land nicht entziehen; der Hauch der Civilisation, wie er vom Osten herüberweht, war lebendig genug, um die latente Verwesung aufzuhalten, und den *focus* volkwirthschaftlichen Gedeihens neu anzufachen. Dem Geiste des Jahrhunderts wurde ein nicht zu übersehender Tribut bezahlt. Doch langsam, langsam ging Alles von statten, und, mit anderen Nationen verglichen, hat die brasilianische seit einem halben Jahrhundert, d. h. von der Epoche an, wo das souveraine Kaiserreich die Kinderschuhe ausgetreten, und seine Lehrjahre gegen Wanderjahre zu vertauschen hatte, eine betrübend kurze Strecke zurückgelegt. Wohl geht es weiter von Station zu Station, aber mit dem gewohnten, wahrhaft erschreckenden Phlegma. Geistige Güter stehen noch immer ausserordentlich niedrig im Preise; die innere Umwandlung ist ausgeblieben. Der tief eingewurzelte, gegen eine politische und sociale Verbrüderung mit gleichberechtigter Immigration protestirende Antagonismus spottet aller Parlaments-Acte, und er wird fortlodern unter der Asche zusammenbrennender Urwälder welche — wie wir schon früher erwähnten — der brasilianische Potentat von Gottes Gnaden, mit oder ohne Besitz-Titel, als seiner „Väter Vermächtniss, als seiner Kinder und Kindeskinde geheiligt Erbtheil“ betrachtet. — Von den zwei Schlagwörtern der Fortschrittspartei: „*Bürgerliche Gleichstellung der Naturalisirten, Akatholiken und Freigegebenen*“, und „*Civilehe*“ hat, nach langen und peinvollen Debatten in Parlament und Tagespresse, und mit sehr geringer, mühsam erlangter Stimmenmehrheit im Senate nur das *eine* den Sieg davon getragen. Das zweite: „*die Civilehe oder die Gewissensfreiheit*“ musste, bis auf unbestimmte Frist, religiösen Skrupeln weichen, welche wir, als mit der Volkserziehung verwachsene, begreifen und respectiren, denn eine violente Trennung zwischen Staat und Kirche wäre zur Zeit in Brasilien wol kaum durchführbar. Nur geht eben für den

Protestanten die decretirte Gleichstellung auf Krücken, so lange ihm die Verehelichung mit einer Katholikin den Eid aufnöthigt, seine Kinder in der katholischen, in der Landes-Religion taufen und erziehen zu lassen. Das brasilianische Gesetz verlangt sogar bei jeder, in einer evangelischen Kirche zu vollziehenden Trauung, selbst von der weiblichen, katholischen Seite das evangelische Glaubensbekenntniss. Auch für Aeusserlichkeiten ist das Stadium des prüden, ja des gehässigen Rigorismus noch nicht zurückgelegt. Glocken und Thürme, der gebräuchliche Schmuck christlicher Kirchen, bleiben den evangelischen Gotteshäusern verwehrt.—Wo die Protestanten keine eigenen Kirchhöfe besitzen, da werden ihre Todten hart an den Mauern der katholischen Gottesäcker, bisweilen sogar an deren Aussenseite eingescharrt. Wenn wir auf dergleichen, das Gemüthsleben so nahe berührende, mit der zeitgemässen Aufklärung so scharf contrastirende clericale Machtprüche stossen, so vermögen wir den neuen freisinnigen Verfügungen der weltlichen Gewalt keine unbedingte Huldigung zu zollen.—Die Wahlreform entfernt uns noch nicht von einer Kluft, deren Ueberbrückung wol erst einer späteren Generation gelingen wird. Der durch Religionszwang verkümmerte Genuss bürgerlicher Rechte ist kein Geschenk, das uns vollkommen befriedigen könnte, denke man darüber in Rio Grande wie man wolle, und falle die in Berlin ausgegebene Parole „Deutsche Auswanderung nach Süd-Brasilien“ schwerer in die Waagschale als die Totalsumme unserer, von einigen Presscollegen bereits als Visionen oder krankhafte Beklemmungen verurtheilten Entgegnungen. Keine Selbstlosigkeit schützt vor falschen Prämissen oder Schlussfolgerungen; jedenfalls aber ist es mit der absoluten Unbefangenheit vorbei, sobald man persönliche Wünsche verkörpern will. Uebrigens sind wir mit dem geehrten Berliner Central-Verein oder mit seinen Stellvertretern darin einig, dass auch wir die brasilianische Wahlreform, ungeachtet ihrer Verspätung und Unvollkommenheit, als ein kühnes Aufraffen aus einer ungesunden Vergangenheit begrüßen. Nur ist sie wol eher eine Concession, die nicht länger verzögert werden konnte, als der spontane Ausdruck des souverainen Volkswillens. Und selbst dann, wenn wir in dieser Beziehung eines Bessern belehrt würden, könnten wir die Trauer

um unendliche, nicht mehr einzuholende Versäumnisse, um systematische Zurücksetzung unserer Landsleute und Stammesgenossen nicht sofort überwinden. Indessen — wir sind nicht widerspenstiger Natur, und es fällt uns nicht ein, die uns endlich dargebotene Hand trotzig zurückzuweisen. Wir nehmen sie an: mit Dank, mit Herzlichkeit, — aber ohne Enthusiasmus.

XXIV

„Eines schickt sich nicht für Alle.“ — Wohl nicht der Text, aber doch der Sinn dieses Goethe'schen Spruches wird unsern brasilianischen Staatsmännern und Volksführern vorgeschwebt haben, wenn sie, nach den stürmischen Kammerverhandlungen, im eigenen stillen Kämmerlein den thatsächlichen Werth der „grossen Naturalisation“ einer genauen Prüfung unterzogen. Den baroken Theil der „Wahlreform“, denjenigen, welcher dem auf der niedrigsten Bildungsstufe stehenden Freigegebenen alle bürgerlichen Rechte des freigebohrenen weissen Mannes einräumt, beklagen wir als einen jähen, jedoch unvermeidlichen Uebergang aus geistiger Ummachtung in das blendende Licht der intellectuellen Sphären. Den *gesetzlichen* Ausgleich müssen wir erdulden; vor dem *politischen* behüte uns ein gütiges Geschick; von dem *socialen* wollen wir lieber schweigen. Und nur ein specifisch *provincieller* Patriotismus verstieg sich so hoch, dass er die grosse Naturalisation als eine wahre Resurrection aus bisheriger Versumpfung feierte, und ihr die wunderbarsten Wirkungen prophezeite. Wirkungen, welche man in den hiesigen politischen Kreisen von vornherein bezweifelt hatte. Was einmal da ist, lässt sich nicht, wie mit einem Zauberschlage, umgestalten, und so hat sich denn auch der, wie die Zeitungen berichten, unter der deutschen Bevölkerung der Provinz Rio Grande do Sul ausgesprochene Jubel durchaus nicht aller Derer bemächtigt, welchen zwar die Wohlfahrt des Südens, sowie diejenige des Gesamtstaates keineswegs gleichgültig ist, die sich aber im Laufe der Ereignisse an etwas skeptische Anschauungen gewöhnt haben.

Noch existiren in Brasilien ungefähr 1,500,000 schwarze und

farbige Individuen in den Banden der Sklaverei, zu der gewiss nicht übertriebenen Schätzung von 150 Pfund Sterling per Kopf die enorme Summe von 225 Millionen Pfund Sterling repräsentirend. Ein Betriebscapital, von dem wir Alle zehren, Ausländer wie Landeskinder, Arbeiter wie Müssiggänger, Philantropen wie Egoisten, und das nun auf immer gekündigt werden soll. Für einen solchen Verlust giebt es keine Entschädigung. Auf welche Weise, und mit welchen Folgen sich die Neger-Emancipation verwirklichen wird, darüber enthalten wir uns jeder Muthmaassung. Möge jedoch die grosse Naturalisation sich in den weitesten Proportionen vollziehen und dem Lande neue Bürger zu Hunderttausenden einverleiben — sie wird einen nur geringen Einfluss ausüben auf die so dringend nothwendige *baldige* Besserung der *allgemeinen* ökonomischen Zustände, und die herannahenden Krisen wird sie nicht beschwören können.

Wenn das denkbar wäre, so würde die Haupt- und Residenzstadt, das nur durch den agriculischen Reichthum einzelner Provinzen zum Weltmarkt erhobene Rio de Janeiro das Wahlgesetz nicht mit einer kaum glaublichen Kälte aufgenommen haben. Wir unterscheiden zwischen Stadt und Land, zwischen Kaufleuten und Ackerbauern, zwischen nomadischen Neigungen, wie sie das geschäftliche Treiben unter versengendem Himmel mit sich bringt, und den Erfordernissen und Convenienzen stabiler Ansiedlung. Nicht alle Aspirationen fügen sich der nämlichen Schablone.

Und wenn von der hiesigen fremden Einwohnerschaft nicht erwartet werden kann, dass sie sich, nach dem heissen, erschöpfenden Tagewerke, in Stunden der Müsse mit speciellem Eifer Dem zuwende, was sich nicht eng an ihre Pflichten und Interessen knüpft, so hat sie doch bei jeder Gelegenheit bewiesen, wie sehr ihr Brasiliens Heil am Herzen liegt, und an Opferfreudigkeit steht sie hinter keiner andern, auswärtigen Ursprunges, um eine Spanne zurück. Wenn ihr also eine so epochemachende Neuerung wie die Wahlreform keine Gemüthswallung verursachte, keine öffentliche Kundgebung der Freude entlockte, wenn der Lyrismus des Südens hier kein Echo fand — ist deshalb das grosse Handelsemporium schnöder Missachtung alles Dessen zu beschuldigen, was nicht unmittelbar, als gebieterische Zahlensprache, seinen in-

nersten Lebensnerv berührt? Oder herrscht eine Verstimmung vor, Motiven entsprungen, die wir, nach bestem Wissen und Gewissen, unsern Lesern bereits vorlegten? Oder endlich, ist es der *düstere, finanzielle Horizont*, der gegen Alles abstumpft, was über die Gegenwart hinausragt? Mit bangem Herzen schaut Rio de Janeiro der täglich um sich greifenden Entwerthung der Landesvaluta zu. Die reichsten Erndten verschwinden im Fasse der Danaiden, keine Bodenproduction deckt die Remittirungsbedürfnisse der Regierung und des commerciellen Austausches, manche Anzeichen stellen fernere Beschwerungen des Staats-Budgets in Aussicht, und von der projectirten Sklaven-Emancipation wird uns, in finanzieller Beziehung, nichts Gutes kommen. Lauter Betrachtungen, die den Geist beinahe ausschliesslich erfüllen, wenn sie ihn nicht geradezu krank machen. Unaufhaltsame Werthverminderung der beweglichen und unbeweglichen Habe, bei fortwährender Vertheuerung des Lebensunterhaltes und Erhöhung der Steuern — ist das eine anmuthende Perspective? Und sind diese Betrachtungen blosse Hirngespinnste, in hohlen Declamationen fiebernd ohne jegliche Bedeutung für das Studium der Naturalisations- und Colonisationsfrage?

XXV

Jedenfalls geht ein Presscollege in Porto-Alegre etwas zu weit, wenn er ausruft: es sei *Pflicht* sämmtlicher im Lande domicilirten Deutschen, sich aus *Dankbarkeit* sofort naturalisiren zu lassen. — *Gerathen* wäre es freilich für die grosse Mehrzahl, besonders für diejenigen, welche, nicht in Brasilien geboren, die zur Registrirung in den Consulaten gewährte Frist von 10 Jahren unbenützt verstreichen liessen, und dergestalt heimathlos geworden sind. Viele leben des naiven Glaubens, ungeachtet der erwähnten Fahrlässigkeit schutzberechtigte Deutsche geblieben zu sein, ja es wurde sogar s. Z. nach Berlin petitionirt, den nach Brasilien Ausgewanderten die Fortdauer des vaterländischen Heimathsrechtes förmlich zu garantiren. Als ob an eine solche Vergünstigung und an deren Corollar, ein sich in fernen Regionen

auf zahllose, nach allen Winden hin versprengte Schaaren erstreckendes Protectorat, irgend gedacht werden könnte! —

Die mit der Naturalisation verbundenen Bedingungen sind durchwegs rationell und liberal. Nun der erste Schritt gethan, beabsichtigt man weitere, und will zu diesem Behufe einzelne Ueberbleibsel veralteter Formen fortschaffen. Das ist schon recht. Auch an der Klausel, dass, wer sich jetzt naturalisiren lässt, zwar sogleich wählen kann, aber erst nach 6 Jahren für den Posten eines Deputirten oder Senatoren wahlfähig wird, wüssten wir nichts auszusetzen. Und den zur Assimilirung mit der nativistischen Bevölkerung Entschlossenen haben wir einfach daran zu erinnern, dass aus neuen Rechten auch neue Pflichten entstehen, und er somit reiflich erwägen möge, ob er durch den feierlichen Anschluss an ein fremdes Panier sein und der Seinigen Glück in die glattesten Bahnen leitet. Es wird ferner von Wichtigkeit sein, dass er seine Angelegenheiten drüben vorerst vollständig in Ordnung bringe, und in dieser Hinsicht jede Möglichkeit später auftauchender Misslichkeiten abschneide. Der Deutsche vergesse nicht, dass, wenn er ohne amtlichen Consens, namentlich wenn er vor gänzlicher Ableistung der Militärflicht auswandert, ihn, wenn er später nach Deutschland zurückkehrt, keine Naturalisation vor eventuellen Conflicten sicher stellt. — Ein zwischen der Nordamer. Union und Deutschland am 22. Februar 1868 abgeschlossener, am 1. Januar 1878 abgelaufener, aber noch nicht gekündigter Vertrag, welcher die Staatsangehörigkeit der Bürger beider Staaten klar darlegen und jeder zweideutigen Interpretation vorbeugen sollte, hat nicht alle Selbsttäuschungen verhindert, und noch im November des letztverflossenen Jahres hielt es die Regierung in Washington für angezeigt, durch Circular den Naturalisirten einzuschärfen, dass man ihnen, während ihres Aufenthaltes in Deutschland, keinerlei Garantie gegen das Einschreiten der Behörden geben könne, „falls ihre Verhältnisse zu den Gesetzen ihrer früheren Heimath zweifelhaft wären, oder eine Richtigstellung verlangten. Der Schutz der Union werde *fast* immer wirksam sein, wenn die Betreffenden kein Verbrechen begangen oder sich nicht der Desertion schuldig gemacht haben, *oder frei seien von jeder gesetzlichen Verpflichtung, sich den Behörden zu stellen.*“

Ein Vertrag zwischen Brasilien und Deutschland existirt unseres Wissens nicht, in keinem Falle ein solcher, der, als staatlicher Regulator, alle Vor- und Nachtheile der grossen Naturalisation gebührend erkennen liesse. Es ist von beiden Seiten Vieles stillschweigend geduldet worden was, in einem gegebenen Augenblicke denn doch zu unangenehmen Erörterungen führen könnte. Und jetzt, wo mancher Teuto-Brasilianer das „Für und Dawider“ der Naturalisations-Frage in seinem Geiste bewegt, ohne überall den wünschbaren Anhalt zu finden, wird es nicht ohne Interesse sein, eines zu erhoffenden deutschen Consular-Vertrages mit Brasilien zu gedenken. Verhandlungen darüber waren schon *anno* 1868 im Gange, blieben aber resultatlos, weil Brasilien die Mitwirkung der Consuln bei der Regulirung von Hinterlassenschaften ihrer Landesangehörigen nur in engen Grenzen zulassen wollte. Da nun aber seitdem die brasilianische Regierung auf diesem Felde andern Ländern grössere Zugeständnisse gemacht, und sich zu Verhandlungen auf der Grundlage der brasilianisch-spanischen Consular-Convention bereit erklärt, so hat der Reichskanzler die Zustimmung des Bundesrathes beantragt, damit ein Consular-Vertrag mit Brasilien auf erwähnter Basis, unter Einfügung der andern Staaten gemachten weitergehenden Concessionen, abgeschlossen werde.

Bei dieser Gelegenheit, *pro memoria* und nur mit dem kleinen Finger, deuten wir harmlos auf jene unermesslichen Summen hin, welche, seit Brasiliens Bestehen, als Nachlass im Lande verstorbener Fremden, sich in den brasilianischen Staatsschatz ergossen und mit ihm vermengten, weil die betreffenden Erben sich nicht meldeten, zum Theil auch nicht melden konnten. Durch gediegene Consular-Verträge wird in Erbschaftssachen das *suum cuique* nun auch hier allmählig zu seiner vollen und leicht zu erweisenden Geltung gelangen.

XXVI

Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, dass sich die deutsche Emigration bis jetzt mit entschiedener Vorliebe den Verein. Staaten von Nordamerika zuwendet. — Mässige Entfernung von Europa, republikanische Staatsform, Affinität der anglosächsischen mit der germanischen Race, politischer Nimbus, seit bald 100 Jahren abgelegte Feuer- und Wasserproben, täglich wachsende, erstaunliche Prosperität sind schon so einleuchtende Gründe, dass sich die deutsche Auswanderung, in ihren imposanten Strömungen, bis heute durch keine andern bestimmen liess, und es ist bereits dahin gekommen, dass der gehörig unterrichtete Europäer nicht mehr von einem Deutschthum in Nordamerika, sondern von einem überseeischen Deutschland spricht. Zu obiger Recapitulation gesellen sich noch weitere Vortheile, als da sind: Leichte Erwerbung fruchtbarer Ländereien, Transportmittel von der Küste nach dem Innern, Rechtsschutz durch eine machtvolle Gesellschaft, Gleichstellung aller Confessionen u. s. w., lauter *Vorbedingungen*, die in Brasilien gänzlich fehlen. Worauf also fusst eine Propaganda, die nicht etwa auch das, was sich *für* und *gegen* Nordamerika vorbringen liesse, unparteiisch an's Tageslicht zieht, damit der Auswanderer wählen könne, sondern, in berückender Sprache, nur zu Gunsten einer brasilianischen Provinz Proselyten zu machen sucht? Und doch — wie gerne würden wir uns den Meinungen des geehrten Berliner Central-Vereins anschliessen, wenn wir einen solchen Beitritt vor uns selber verantworten könnten! Dabei verkennen wir die Schattenseiten der Vereinigten Staaten keineswegs, so wenig wie wir die ungeheuren Geld- und Menschenopfer verkennen, die zur Erschaffung und Consolidirung der jetzt mit intensivster Lebenskraft begabten grossen Republik von nöthen waren. — Jugendliche Unabhängigkeit geberdet sich leicht als Uebermuth, aus nationalen Vorurtheilen entpuppen sich vermeintliche Prärogative, und mit der Fraternität darf man es nirgends genau nehmen. Das hat sich auch in der amerikanischen Union bestätigt, die, wie jedes Menschenwerk, an Gebrechen leidet, und nicht in ihren sämmtlichen Bestandtheilen und Anhängseln als Musterstaat gepriesen zu werden verdient.

Sicherlich wäre die Nachahmung eines peremptorischen Vorgehens gegen unlängbare Uebelstände nicht jeder Regierung anzurathen. In dem amerikanischen Secessionskriege *focht ein edles Princip gegen das gute Recht*, und eine ähnliche Verletzung des guten Rechtes würde anderswo unheilbare Wunden schlagen. „*Suaviter in modo*“ heisst es in Brasilien. Aber Alles in Allem genommen, sind, in ihrer friedlichen Machtentfaltung, die Vereinigten Staaten für germanisches Leben und Streben, welches die Schranken der Heimath überschreiten, und, in Ermanglung vaterländischer Colonien, in der Fremde einen verwandten Volksstamm finden will, immer noch die beste Werk- und Zufluchtsstätte. Denn hier liegt eine Realität vor, beredter als die glänzenden Ziffern einer blossen Möglichkeits- oder selbst Wahrscheinlichkeits-Berechnung, überzeugender, als Bekehrungsversuche bei mangelnder innerer Mission.

Politische Ambition bei Uebersiedlung nach Nord- oder Südamerika ist eine seltene Erscheinung. Wenn der ehrgeizige Einwanderer zu hohen, amtlichen Stellungen emporklettern will, so hat er sich steilen Leitern anzuvertrauen, Jacobs-Leitern mit hübsch angestrichenen, solide aussehenden, aber oft innerlich faulen, plötzlich zusammenbrechenden Sprossen! Auf der nordamerikanischen Staatsbühne wusste schon mancher Deutsche erste Heldenrollen an sich zu reissen, und zu behaupten, doch jederzeit wurde ihm der Sieg sauer gemacht. In unserm Brasilien würde er sich, mit den vereinzeltsten Ausnahmen, andere Ziele vorgesetzt haben: einträgliche Arbeit, und, unter genügendem Schutze der Gesetze, materielles Besitzthum. Ganz zu Hause ist man nur in *einer*, in seiner Muttersprache, alle Gedanken schöpfen wir aus dem uns in der Kinderstube eingepflanzten Idiom, in jedem fremden sind wir nicht mehr *wir*, und schon dieser Umstand ver- scheucht die Gelüste nach rhetorischen Triumphen in der mühsam angelernten, von der deutschen viel mehr als die englische verschiedenen portugiesischen Sprache, abgesehen von der dem Brasilianer angeborenen, bewundernswerthen Rede-Gewandtheit. Zu Deputirten, Senatoren, Provinzial-Präsidenten, Ministern, diplomatischen Vertretern des Kaiserthums sind wir, selbst als naturalisirte Ausländer, nicht recht qualificirt, und am Ende kann es uns

nicht überraschen, wenn man dafür sorgen wird, dass die höchsten Posten und Würden den Landeskindern aufgespart bleiben.— Ein kräftiges, fühlbares Eingreifen in die öffentlichen Angelegenheiten wird überhaupt erst der von Kindesbeinen auf brasilianisch denkenden und sprechenden zweiten deutschen Generation gestattet sein, und auch dann noch dürfte — so fürchten wir — *die missfällige Abkunft manchen Befähigungen im Wege stehen*. Uebrigens ist die Laufbahn eines brasilianischen Staatsmannes in beneideter, einflussreicher Activität derjenigen eines Kometen zu vergleichen, nicht allein der dem Letzteren gewöhnlich anhaftenden dunkeln Flecken halber, sondern hauptsächlich, weil er gleichzeitig mit dem Kopfe auch den Schwanz zeigt. Alles wohl erwogen, wollen wir unter den hiesigen Constellationen vorzugsweise Advokaten sein für die schon von Horaz gelobte „*Aurea mediocritas*.“

Anders aber verhält es sich mit der gröblich missachteten und gefährdeten geistigen Individualität.

Ein distinguirter brasilianischer Schriftsteller der Neuzeit, Dr. Alfredo d'Escragnolle Taunay, veröffentlichte im *Jornal do Commercio* von 21. December v. J. unter dem Titel „*A elegibilidade dos acatholicos e naturalizados*“ einen sehr bemerkenswerthen Artikel, aus dem wir Folgendes übersetzen, was wir, mit so beissender Würze, nicht wagen würden, unsern Lesern als eigenes Gewächs aufzutischen :

„Viele meiner Landsleute wollen Arbeiter haben, nur Arbeiter; nicht etwa mit uns sympathisirende Geister, oder denkende Köpfe.

„Wo ist der Mann von einigermaassen aussergewöhnlicher Bildung und Notorietät, unter allen Denen, die sich in Brasilien niederliessen, und zum Theil noch am Leben sind, welcher je um seine Naturalisation einkam?“

Und, berühmte Persönlichkeiten citirend, die da beweisen, dass in den Verein. Staaten von Nordamerika keine ähnliche Abneigung stattfindet, fragt der genannte Herr Verfasser, ob wissenschaftliche Grössen sich auch in Brasilien durch Erwerbung der Bürgerrechte zu nationalisiren suchen?

„Wo sind“ — so ruft er aus — „jene Träger hervorragender Verdienste, die, in unserer Mitte lebend, unsere Mitbürger werden wollen, damit ein junges und strebsames Volk zu neuen, grossen

Geschicken heranreife? Was ich schon in der Deputirtenkammer gesagt habe: für den Verlust von tausenden von Contos de Reis läge ein Ersatz in der vollkommenen, absoluten Vereinigung und Verständigung mit Männern, die, in der Fremde geboren und erzogen, unser Vaterland zu dem ihrigen machen und ihm in der ganzen civilisirten Welt respectirte Namen, und ein immenses Kapital an Kenntnissen, Studien und Erfahrungen schenken würden.“

Wir ziehen den Hut vor Ihnen ab, Herr von Escragnolle, und, im Namen unserer vielen berühmten, über den ganzen Erdkreis zerstreuten Landes- und Stammesgenossen, danken wir Ihnen für Ihre wahrhaft grossartige Gesinnung. Sie erinnern uns an das schöne Wort Jesu Christi: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Wohl! Aber wie steht es mit der Mehrzahl Ihrer Herren Collegen in Kunst und Wissenschaft? Würden sie nicht, selbst dem grössten, von Europa kommenden Gelehrten oder Künstler die Thüren ihrer Rathsäle und Akademien immer nur halb öffnen, Katheder und Tribüne zu monopolisiren, und die unläugbarste Incarnation geistiger Ebenbürtigkeit zu ignoriren, oder, wo sie das nicht könnten, zu untergraben trachten? Nicht nur viele, die *meisten* Ihrer Landsleute, selbst der Gebildeten, wollen Arbeiter haben, nützliche aber *obscure* Arbeiter; keine strebenden Geister, keine denkenden Köpfe.

XXVI

Zu wiederholten Malen stellt der geehrte Berliner Central-Verein den sonderbaren Satz auf, der nach Brasilien auswandernde Deutsche erhalte dem Vaterlande sein Deutschthum, was in Nordamerika leider nicht geschehe. „Jeder Deutsche“ — so wird versichert — „der nach den Vereinigten Staaten übersiedelt, ist für sein Vaterland verloren!“ Wir erwidern darauf: in Brasilien geht es mit den nämlichen Dingen zu, vollzieht sich, mit oder ohne Vorbedacht, die gleiche Abtrünnigkeit. Wir reden hier, wie selbstverständlich, von dem sesshaften Colonisten, nicht von dem unstäten Geschäftsmanne oder dem gelegentlichen Gaste. Eine

gewisse Herrenhuterei kann sich allerdings, was Sprache und Sitten anbetrifft, in einzelnen isolirten Niederlassungen eine geraume Zeit hindurch fortpflanzen, aber es lässt sich fragen: ob ängstlich gehütete Blüten in ihrem Schoose auch überall die erhofften Früchte bergen, und ob eine Absperrung von mehr oder weniger heterogenen Volkselementen die Segnungen der grossen Naturalisation nicht beeinträchtigt? Indessen, wie sich die erste Generation gebahren möge, die zweite, im Lande geborene, ist *ipso facto* nationalisirt, und setzt, sobald sie flügge wird, über die elterlichen Gartenzäune hinweg. Wir kennen, wohin wir blicken, nur spärliche, diese Regel verneinende Exempel, worunter die oft citirten „Sachsen in Siebenbürgen,“ die sich durch sieben Jahrhunderte „rein“ erhalten haben. Welcher Nutzen ist Deutschland aus dieser beharrlichen Quarantäne erwachsen? Wessen Heil hat eine patriotische und patriarchalische Absonderung gestiftet, und wäre je über ihre etwa 20ste Generation eine ihr innerstes Mark erschütternde Schädigung, oder eine Vertreibung verhängt worden, wenn die Väter, Ahnen und Urahnen, nachdem sie in der ungarischen Provinz eingehaust, sich auch den Eigenthümlichkeiten, den Gemeinde-Verordnungen, der Gerichtspflege, der Sprache u. s. w. ihrer neuen Heimath zu fügen gesucht hätten? — Wir berühren hier ein pures Curiosum, denn im Allgemeinen gewöhnt sich der junge Deutsche mit Leichtigkeit, innerlich wie äusserlich, an eine reformatorische Gewandung. Und wenn nun diese Metamarphose in den Vereinigten Staaten auch älteren Leuten behagt, so dass sie sich in fremder Tracht ungewöhnlich rasch zurechtfinden, müssen wir uns über die sich daraus ergebende Zufriedenheit nicht eher freuen als betrüben, und ist es nicht menschenfreundlicher, unsern Landsleuten im Norden wie im Süden ihr relatives Glück zu gönnen, als ihnen Abgethanes und Ueberwundenes mit bestgemeinter, aber — man entschuldige den Ausdruck — philiströser Wehmuth als bejammernswerthen Abfall vorzuwerfen?

Verloren für sein Vaterland ist der Auswanderer, wohin er seine Schritte richte, es sei denn, dass er als „gemachter“ Mann in späteren Jahren, und auf immer, wieder heimwärts kehre. Zunächst kommt Alles, was er, um sich in der Fremde einen Heerd zu bauen, von dannen trug: Lebens- und Thatkraft, Familie, er-

spartes Gut einem andern Lande zu statten, und wenn er sich daselbst mit den Seinigen recht gemüthlich einnistet, um so besser! Aber das Vaterland verliert in ihm nicht nur einen Producenten, sondern auch einen *Consumenten*. Das hat seine Vor- und Nachtheile, darf aber nicht zu dem Irrthum führen, dass der verlorene Sohn durch seinen Verbrauch an heimathlichen Manufacten ausgleichen werde, was er vorerst über See gebracht. Wie schon früher erwähnt: bei Ein- und Verkauf ist schlechterdings kein Patriotismus maassgebend; es entscheidet da nur das Practische, Zweckgemässe, vergleichsweise Billigste, und zwar in dem Grade, dass selbst das von dem landsmannschaftlichen, industriellen Nachbar Angefertigte zurückgeschoben wird, wenn Preis oder Qualität gegen concurrirende Importwaare abstechen. Um sich gegen Rivalitäten zu verwahren, muss man ihnen voraussehen, oder im Stande sein, sie zu pulverisiren. Uns ist übrigens in Nord- und Südamerika kein Markt bekannt, welchen wir der Industrie Deutschlands, obgleich wir an deren Leistungsfähigkeit und progressiver Entwicklung nicht im mindesten zweifeln, speciell empfehlen möchten. Denn was sehen wir an allen Ecken und Enden? Ueberbietung und Ueberführung. Wenn ein geehrter und gelehrter Herr sich in dem Berliner Congresse tadelnd darüber aussprach, dass der Australier (?) „keine Saucièren, keine Kaffee- und Theekannen kenne,“ während doch der deutsche Exporteur davon keine Notiz zu nehmen beliebe, so ist das wohl ein gar zu haarscharfes Eingehen auf kleinliche Details! Es lohnt sich nicht dabei zu verweilen. Auch gegen grössere Projecte und Vorschläge, wie sie von dem Berliner Central-Verein ausgehen, müssen wir uns, zu unserm Bedauern, negativ verhalten, und werden darüber noch ein paar Bemerkungen der öffentlichen Kritik preisgeben. Allen Respect vor den Männern der Wissenschaft, aber in Handelssachen wird keine Gefühlspolitik getrieben; da dominirt die in persönlichen Betheilungen gestählte Erfahrung, und nicht die theoretische Speculation. Die hiesige, wahrlich nicht uncompetente, Kaufmannschaft dürfte so ziemlich unserer Ansicht beistimmen, dass von Instituten, wie der Berliner Central-Verein, zur Hebung und Förderung des deutschen Handels in und mit Brasilien wenig oder nichts geschehen kann.

XXVIII

Sehr wenig durch Emigranten-Truppen, und wol nichts durch andere Anläufe. Dass ein Land mit dem progressiven Wachstum seiner Bevölkerung mehr als früher producirt und auch mehr verzehrt, begreift jedes Kind. Und wo ein Theil des Consumos von Europa aus gedeckt werden muss, da wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Theil dieses Theiles auf die deutsche Fabrikation entfallen. Ein Gewinn für künftige Geschlechter, der auf unserer Rechentafel nicht figurirt. Nach kaufmännischen Principien heisst man jede Ausdehnung der Kundschaft, also jeden Zuschuss neuer Leute willkommen, schätzt aber die verkäufliche Waare je nach der Rentabilität, und nicht nach der Provenienz.

Nochmals, und um damit einstweilen abzuschliessen, widmen wir der deutschen Auswanderung nach Brasilien einige Rück- und Aufblicke. Vor allem Uebrigen haben wir zu beklagen, dass das grosse und schöne Land, trotz der beinah' täglichen Dampfschiff-Verbindungen mit Europa, bis zu dieser Stunde im Innern Deutschlands noch so wenig, in den Seestädten nur in seinen commerciel- len, also fragmentarischen Lebensäusserungen gekannt ist. Eines der gelesensten europäischen Blätter enthielt sogar die interessante Nachricht, dass Papagaien und Aras den wesentlichsten Artikeln unseres Exportes beizuzählen seien. Aber gemeiniglich glaubt man, kurz und bündig, in concreter Weisheit, das Tref- fendste, Wissenswertheste gesagt zu haben, wenn man von Bra- siliens unerschöpflichen Ressourcen spricht. In Wahrheit ist damit nichts gesagt. Jene gefeierten Naturschätze schlummern tief ver- steckt in der Erde und wir wandeln auf der durchlöcherten Ober- fläche eines Edens, dessen innerer Reichthum uns nicht vor äus- serer Blösse schützt. Indessen hat drüben in Europa der Name Brasilien einen für Viele noch immer zauberischen Klang, und erweckt in der Brust des nicht Eingeweihten Sehnsucht nach ewigen Lenzen, während ihm gleichzeitig der Mund nach Gold und Diamanten wässert. Wie manche Existenz ist nach solchen Träumen im Elend untergegangen! Wie manches Menschenleben haben herz- und gewissenlose Kuppler und Seelenhändler, glatt- züngige Auswanderungs-Agenten geopfert, indem sie die blödsin-

nigsten Illusionen anfachten, und zu verwegener That entflamnten! Wie furchtbar sahen sich mittellose Colonisten enttäuscht, wenn sie, nach beschwerlicher Seefahrt, anstatt goldene Früchte von den Bäumen zu pflücken, einem Urwalde gegenüber standen, dem sie mit der Axt in der Faust, erst ein Obdach, und dann, nach Urbarmachung, ein kümmerliches, tägliches Brod abringen mussten! Vieles hat die brasilianische Regierung verschuldet, theils indem sie unsaubern Subjecten das europäische Werbegeschäft anvertraute, theils indem sie an Ort und Stelle die allernöthigsten Vorbereitungen versäumte, oder bisherige, unentbehrliche Subventionen plötzlich zurückzog, oder rath- und kopflos dastand, *wenn man sie um disponible Ländereien anging*. Aber Aehnliches ist auch anderswo geschehen, die gröbsten Missgriffe im Colonisationsfache sind zu Zeiten selbst in den Vereinigten Staaten nicht ausgeblieben, und dennoch fielen sie nie und nirgends einer so unbarmherzigen Kritik anheim, wie die in Brasilien begangenen, gerade weil man von unserm Lande oft das Absurdeste verlangte. Freilich hat die Regierung systemlos entweder geknausert, oder verschwenderisch eine Sache zu beschleunigen gesucht, zu der sie selber keinen Glauben hatte. Aber sie verdiente nicht, dass, wenn das geringste Ungeschickte passirte, sofort Sturm geläutet wurde. — Dieser Lärm kommt zum guten Theil auf Rechnung der in Europa aufgebrachten Proletarier und halbgebildeten, zur Handarbeit untauglichen Individuen, wie sich denn der künstlich erzeugte Colonistenzug durch die verkehrtesten Vorstellungen betäuben und zu den unerhörtesten Prätentionen aufreizen liess. Hieraus entspann sich bisweilen eine Widerhaarigkeit oder Unanstelligkeit, die jede wohlwollende Intervention zürnend von sich wies. Wir brauchten bloss in persönliche Erfahrungen zurückzugreifen, um unsere Rügen mit schlagfertigen Beispielen zu belegen.

Wie schön, wenn die brüderliche Zusammengehörigkeit, wenn die gemeinsame Ausführung eines grossen cosmopolitischen Gedankens uns bewahren wollte vor unfreundlichen Seitenblicken auf Alles, was wir nicht selber erschaffen oder erdacht, wenn nicht in jeder einzelnen Colonie die Tendenz vorherrschend wäre, sich vor allen Uebrigen als eine orginelle, der öffentlichen Theil-

nahme wie des officiellen Schutzes besonders würdige Schöpfung darzustellen! Dieses Desideratum zeigt sich uns als ein kaum je erreichbares. Schrecken wir doch selbst vor Uebervortheilung, vor Ausbeutung unseres Nächsten nicht immer zurück. In deutschen Colonien hantiren Producten-Aufkäufer, die, aller Landsmannschaft zum Hohn, den armen Ackerbauer auf das schmachlichste bedrücken, ohne dass es Mittel und Wege gäbe, um da, wo man bequemer, billiger Communicationen mit grösseren Märkten entbehrt, solch' verderblichem Treiben Einhalt zu thun.

Durch manche der erwähnten Uebelstände, ferner durch Anderes, was nicht in den knappen Rahmen unserer Lichtbilder passt, dann durch die Schrecken des freilich nur die Küstenstriche umdunstenden gelben Fiebers ist Brasiliens Ruf in Europa arg geschädigt worden. Was in eine schon etwas graue Vergangenheit zurückreicht, haben wir nicht antasten wollen. Schon der von dem Mutterlande Portugal ererbte, mit germanischem Wesen so ausserordentlich contrastirende National-Typus musste uns, in seiner ernüchternden Einwirkung, auf dem weltbürgerlichen Standpunkte eine dem freien Aufathmen des jungen Kaiserreiches nicht günstige Prognose aufdrängen. Aber mit dem Griffel in der Hand hüten wir uns vor entstellenden Schattirungen, die umso häufiger vorkamen, als sie Niemand zu mildern suchte. Wie lebhaft arbeitete, während des ruinösen Paraguay-Krieges, die Pariser-Presse an dem „Ruhme“ des winzigen Solano Lopez'schen sogenannten „Freistaates,“ ohne dass sich die brasilianischen Diplomaten aus ihrer Apathie erhoben und zur Vertheidigung ihres unglücklichen Vaterlandes ermannt hätten! Es bedurfte des Zauberklanges „Brasilien,“ um die Folgen des vornehmen Stillschweigens, welches den Gesandtschafts- und Consulats-Kanzleien entweder vorgeschrieben, oder ihrer eigenen Politik angemessen war, bis zu einem gewissen Grade zu neutralisiren. Weniger mit ihren Widersachern als mit ihren Vertretern im Auslande rechte die brasilianische Nation wegen vieler Unbilden, die sie geduldig ertrug, und die auch auf ihre ferneren Geschicke nicht ohne Einfluss sein werden.

XXIX

Aus der Pflanzung des Colonisten kehren wir zurück in die kaufmännische Arena, und meinen, dass dem Handel mit seinen gewerblichen Verzweigungen zwar keine eisernen Fesseln, aber auch keine gar zu üppigen Blumengewinde frommen. Zuviel des Prunkes findet er in den sich seit 1851 in drei Welttheilen überstürzenden „Universal-Ausstellungen,“ die einen bereits abgelebten Doctrinarismus bekunden. Friedliche, internationale Wettspiele sind zu geräuschvollen Volksfesten geworden, bei denen Pomp und Selbstverherrlichung sich noch bemerkbarer machen, als die sonntäglich angethane Industrie. — Die grösste Erfindungsgabe erlahmt, wenn sie den Weltmarkt mit immer neuen Wundern beschicken soll. Der riesigste Adler faltet seine Flügel zusammen, wenn man ihm zumuthet, von Tag zu Tag höher im Aether zu schweben. Zum Glück verzichtet man in Deutschland nach und nach auf die theatralische Ausschmückung der gewerblichen Regsamkeit, und entschliesst sich mehr und mehr zu einer sachgemässen Beschränkung, zur Zusammenstellung von Specialitäten, für die Orientirung des Fachmannes berechnet. Aber auch hier muss das Unbrauchbare, Frivole, oder längst Bekannte sorgsam ausgeschieden werden. Ausserdem dürfte es gerathen sein, den europäischen Producten nach ihren vielen Hin- und Herreisen etwas Ruhe zu gönnen. Der geehrte Berliner Central-Verein legt bedeutungsvollen Werth auf permanente Ausstellungen und Handelsmuseen, und will nun zunächst in die für den 1. October d. Jahres angesagte deutsch-brasilianische Industrie-Ausstellung zu Porto-Alegre den Keim senken zu künftigem Gedeihen anderer, den geschäftlichen Verkehr Deutschlands mit überseeischen Ländern directe fördernder Pläne, zu deren Commentirung wir uns nur insoweit berufen glauben, als der flackernde Schein unserer Laterne uns nicht von dem uns vertrauten brasilianischen Terrain entfernt. Indem wir also unsere Blicke nicht hinausschweifen lassen über eine gegebene Linie, bekennen wir uns offen als Zweifler an dem practischen Nutzen aller permanenten Ausstellungen und Handelsmuseen. —

Letztere nennt die Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 4. De-

cember v. J. „*Anschauungsmittelpunkte*,“ in welchen alle Arten von Rohproducten und Industrieerzeugnissen angehäuft sind. Eine Mustersammlung dieses Schlages besitzt Brüssel, und, wieverlautet, soll sie dem belgischen Handel bereits gute Dienste geleistet haben. Doch wird — nach erwähntem Pressorgane — für Deutschland von einer Nachahmung dieses Erstlingsversuchs abzusehen, und viel Grösseres anzustreben sein, nämlich ein „allumfassendes, einheimisches Handelsmuseum als Compass für die Industrie in Verbindung mit Handelsmuseen zur Heranrufung fremder Käufer in New-York, Sidney, *Rio de Janeiro*, Mailand, Madrid, und St. Petersburg.“ — Und in dem nämlichen Leitartikel wird versichert, „*dass Brasilien seinen Reichthum günstig entwickle.*“ — (!)

Nun aber ist es kein paradoxes Einreden, wenn wir zu behaupten wagen, dass, wie in Brasilien die Sachen liegen, die Zufuhr deutscher, und überhaupt *aller* Manufacte weit eher eingeschüchtert als ermuthigt werden sollte. Wir beziehen uns auf die schon früher vorgebrachten Gründe, und betonen nochmals, dass in einem Lande, welches an chronischer Uebersättigung leidet, dem Alles und Jedes mundgerecht gemacht wird, das, wenigstens für seinen Stapel-Consumo, steif und fest an alten Gewohnheiten hängt, von Musteraustellungen nicht viel Erspriessliches zu erhoffen sein dürfte, jedenfalls nicht genug, um die kostbare Inszenirung zu rechtfertigen. — Eine solche hat Portugal vor zwei Jahren hier veranstaltet, mehr um, aus patriotischem Stolze, seine gewerblichen und *agrikolischen* Fortschritte einer blutsverwandten, vom Stamme losgerissenen Nation zu bezeugen, als im Hinblick auf commercielle Erfolge. Die Leistungen der deutschen Industrie sind bei uns wohlbekannt, und zahlreiche, best-unterrichtete und accreditirte deutsche Importhäuser sorgen dafür, dass jede, den brasilianischen Bedürfnissen entsprechende Novität nicht unter den Scheffel gesteckt werde. Ja, was nur irgend aus dem Vaterlande bezogen werden kann, das wird aus dem Vaterlande bezogen. Und aus eigenem Antriebe schicken Fabriks- und Commissionshäuser ihre Agenten mit Mustern nach Brasilien. Von Europa aus decretirt und ausgestattet — *beiläufig gefragt: mit welchen Geldmitteln?* — würde eine Muster- oder selbst eine permanente deutsche Ausstellung in Rio de Janeiro bloß eine tempo-

räre Schaulust befriedigen, dann aber dem an sich löblichen Vorhaben nichts als Bitterkeiten bereiten. Einzelne Artikel würden wol einzelne kleine Aufträge provociren, das geben wir gerne zu, doch was wäre damit gewonnen? Der zweite Theil des Projectes: Durch hiesige kaufmännische Initiative einen regelmässigen Austausch von Mustern zwischen Brasilien und Deutschland zu bewerkstelligen, stösse gewiss auf unüberwindliche Hindernisse. Man glaube uns: zur Erforschung neuer Pfade, zur Ausbreitung des geschäftlichen Netzes in jeder Richtung wird hier nichts vernachlässigt. Auch von Landesproducten hat man längst ausgestöbert, was drüben auf nur irgend passende Weise verwendet werden kann. Und, so fatal es uns ist, gegen bestgemeinte Vorsätze anzukämpfen, wir müssen es wiederholen: Der Geschäftsmann ist subjectiv, und der Handel findet seine Wege von selbst. — Der hiesige Importeur kennt die richtigen Bezugsquellen; wenn er, mit dem nöthigen Credite ausgerüstet, Europa bereist, so kommen ihm Hunderte von Fabrikanten und Agenten mit ihren Offerten entgegen, und wenn er seine Einkäufe treffen will, so geht er gewöhnlich in die *privatlichen* Hamburger-Muster-Ausstellungen, *wie sie das deutsche Fabrikwesen bereits organisirt hat*, oder auf das grösste aller Handels-Museen: die Leipziger Messe. Oft auch lässt er eigene Ideen ausführen, von ihm selbst ersonnene Modificationen in Stoff, Gewebe oder Dessins anbringen, und ähnlich verfährt der Producent. Beide wollen die Früchte ihrer Intelligenz für sich geniessen, und nicht Andern vor die Füße legen. Ist auch schon damit nicht gesagt, dass Museen oder Bazars immer und überall der allein anziehenden, allein belebenden Frische und Vollständigkeit ermangeln werden?

XXX

Die zu der Deutsch-Brasil. Industrieausstellung in Porto-Alegre herbeigeschafften Bausteine sind leider schon für viele zu „Steinen des Anstosses“ geworden, und das begonnene Werk hat in genannter Provincial-Hauptstadt die deutsche Einwohnerschaft in zwei Gruppen gespaltet, deren eine, in feindlichster Haltung,

öffentlich proclamirt, „dass die projectirte Ausstellung, weit entfernt, eine Wohlthat für die Provinz zu werden, dem Handel und der Industrie derselben nur Nachtheile bringen, am allerwenigsten aber irgend einen belebenden Einfluss auf die ackerbaulichen Verhältnisse ausüben könne, und dass das Unternehmen bereits mit der Gewissheit eines Fiascos belastet sei.“ Diese Diatribe stützt sich auf 3 Hauptpunkte, wovon wir den dritten, welcher „die innerhalb einer Privatbesitzung geplante Anlage des Ausstellungsgebäudes mit der damit verknüpften Monopolisirung des Schankgeschäftes als einen schlecht verhehlten Angriff auf das Publikum“ bezeichnet, zwar nicht verschweigen, aber auch nicht bekräftigen können, die beiden andern jedoch, *als die wahren Knotenpunkte*, nicht überspringen dürfen. Denn die folgenden, einer deutschen Porto - Alegre - Zeitung entnommenen, fulminanten Sätze erheischen eine Untersuchung, die am besten in der Provinz Rio Grande geschieht, und eine durch die Tagespresse Deutschlands weithin zu verbreitende Bestätigung oder Widerlegung.

Wir citiren buchstäblich :

„1. ist die Ausstellung verfrüht, weil weder die Industrie bis jetzt einen Aufschwung genommen hat, der sie befähigt, in Concurrenz mit den deutschen Artefacten zu treten, noch aber, weil überhaupt schon Rohproducte existiren, die für den Export sonderlich geeignet sein dürften; und

„2. giebt es keine irgend wie ernste Garantie für die Aussteller selbst, da die in Umlauf gesetzte Nachricht von einer Betheiligung der kaiserlich deutschen Regierung sich als gänzlich unwahr erwiesen hat, und die ganze Ausstellung sich als ein wahres Privatgeschäft eines einzigen Hauses darstellt.“ —

Unsererseits haben wir obige, auf Rohproducte bezügliche Worte dahin zu berichtigen, dass damit ohne Zweifel nur „Neues“ gemeint ist. Das Alte, in seinen Hauptfractionen aus Häuten, Wolle, getrocknetem Fleisch und Talg bestehend, ist auf allen Märkten, nach welchen man diese, nicht gerade zu den Nippsachen gehörenden Waaren verschifft, seit langen Jahren hinlänglich bekannt, und die Ausfuhr der Provinz Rio Grande do Sul braucht in keinen Festhallen vertreten zu sein. Ebenso wenig die magere vegetabilische Ausbeute, oder andern Provinzen eigene, den Gross-

handel alimentirende Naturerzeugnisse, die schon oft genug exhibirt wurden. Was endlich die beliebten Indianerwaffen, die Hängematten mit den Federverzierungen, das ausgestopfte Gethier und Aehnliches anbetrifft, so ist dergleichen überall schon dagewesener Trödel in die Rumpelkammer zu beordern. In Summa: *für Wen* und zu welchen Zwecken werden brasilian. Curiositäten oder selbst Naturproducte von einem deutschen Comité zusammengerafft? Wohl bleibt die Doppelbenennung *Deutsch-Brasilian.* Ausstellung unserem Gedächtnisse gegenwärtig, aber was soll sie in einer nicht grossen Provinzialstadt? Ist sie für den überseeischen Schaulustigen nicht etwas abgelegen, für den einheimischen nicht etwas räthselhaft, und für den Industriellen, der seine Tüchtigkeit in dem noch primitiven Lande Brasilien und auf dessen theurem Strassenpflaster verwerthet und nicht mit jeder auswärtigen Concurrenz Schritt kann, nicht etwas zurückschreckend?

Allerdings giebt es vortreffliche, sogar meisterhafte Proben deutschen Gewerbefleisses in Brasilien, aber sie sind zur Zeit noch nicht mannigfaltig genug, um eine Schaustellung internationalen Characters zu motiviren. Wer sich in Porto-Alegre als Separatist geberdet, der wird freilich mit dem Stichworte getröstet: „Durch die Exposition soll die Einwanderung vermehrt werden.“ (!) — Und ihrerseits soll die Einwanderung den deutschen Handel heben. Ein schweres Werk, das so vieler Hebel bedarf!

XXXI

Von der Provinzial-Regierung ist die dankenswerthe, obschon schwache Subvention von 40 Contos de Reis (circa 80,000 Mark) bewilligt worden, in Schuldscheinen, die, zu unserm Befremden, vor Kurzem noch nicht placirt waren und schon unter Pari standen. An die Lukrativität der Ausstellung glauben wir nicht, und noch weniger an deren stimulirenden Einfluss auf die deutsche Handels- und Gewerbethätigkeit. — Sei die oppositionelle Parthei, mit dem deutschen Consul für Porto-Alegre an der Spitze, mächtiger als die von dem Repräsentanten des Berliner Central-Vereins

geleitete, oder werde sie zur Passivität gezwungen — das ist für uns von geringerem Belang als das Factum, dass sich überhaupt eine *solche* Opposition gebildet hat. Und sie gewinnt ausserordentlich an Eloquenz durch die Erklärung des Consuls: „, dass die in Europa domicilirten Theilhaber geschäftlicher Firmen in Porto-Alegre die projectirte Ausstellung nicht allein als eine verfrühte bezeichnen, sondern die Ueberzeugung aussprechen, dass sie momentan dem deutschen Handel nur Schaden bringen könne, wogegen die deutschen Häuser in der Provinz an der Blamage eines immerhin möglichen Fiascos schliesslich zu participiren hätten.“

Weil nun, gleich den meisten hiesigen, die deutschen Häuser in der Provinz Rio Grande so hoch im Range stehen, und dem geschäftlichen Verkehr mit dem Vaterlande ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit zuwenden, so werden deren Chefs kopfschüttelnd das etwas wunderliche Schauspiel einer hastigen Aus- oder Blossstellung mit dürftiger Staffage und ohne soliden Hintergrund an sich vorüberziehen lassen. Weder ihnen, noch den geehrten Berliner Herren wünschen wir die gefürchtete Blamage. Was der Central-Verein gestiftet, hat einen patriotischen Nimbus. Unsere Skepsis sträubt sich nur gegen die Katheder-Gelehrsamkeit, gegen das bureaukratische Wissen commercieller Strategen. Unausführbar erscheint uns auch der Beschluss, den *Commissions-Handel* zu stärken, unfruchtbar und ungesund der Plan, in Leipzig ein reich dotirtes Exporthaus mit Filialen in Brasilien aufzusetzen: Rettungs-Anstalten für die kränkelnde Industrie! Wird ihr damit gedient sein? Der europäischen Export-Gesellschaften haben wir schon manche gesehen: erst in rosigem Morgenschimmer, dann in dicht umwölktem Sonnenuntergange. Es ist noch nicht lange her, dass in Zürich ein Verein freisinniger Geschäftsmänner junge Leute nach dem nördlichen Brasilien, nach Persien, Egypten, Ostindien entsandte, um ihnen, unter den schönsten Auspicien, die Eröffnung von Handels-Etablissements zu ermöglichen, welche, durch unkluge Führung, oder nicht zu beschwörende Catastrophen aus den Fugen gesprengt, sammt und sonders zusammenbrachen. Die finanzielle Verantwortlichkeit der Gründer in Zürich war eine limitirte, aber ausreichende, die Vormundschaft eine gelinde, von

reifer Erfahrung inspirirte, die Vertheilung der Chancen eine umsichtige — und dennoch der complete Misserfolg!

Unfruchtbar und ungesund ist das Verkennen der Wirklichkeit. Die geehrten Berliner Herren mögen Umschau halten in Brasilien und sie werden finden, dass jeder für den transatlantischen Verkehr in Betracht kommende Seehafen, dass selbst jede grössere Binnenstadt intelligente deutsche Kaufleute beherbergt, dass nicht Mangel an deutschem Eifer und Capital die Bestrebungen der vaterländischen Industrie niederdrückt, dass nirgends ein aufrichtiges rationelles Verlangen nach einem internationalen Volksfeste laut wurde, dass unsere durch und durch morschen Geld-Verhältnisse, wenn ihnen nicht bald gesteuert wird, zu allgemeiner Verarmung, zu Mark und Bein erschütternden Cataclysmen hindrängen, endlich dass die in den verschiedensten Geschäftsbranchen schon alles Maass und Ziel überschreitende Concurrrenz *geschont*, nicht vermehrt werden sollte. — Die Mühlen sind da; wir haben deren sogar mehr als nöthig für das zu mahlende Korn.

XXXII

Es erübrigt uns noch zu ermitteln, ob die in dem „Berliner Congressse für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande“ an die Consulate gestellten Zumuthungen vor der Kritik der reinen Vernunft bestehen können.

Berufsconsuln oder Wahlconsuln? Bezahlte oder nicht bezahlte Functionaire? Vor allen sonstigen Erörterungen handelt es sich hier um eine in manchen Staaten noch unerledigte Frage, welche nicht harmonisch ausklingende, und doch allseitig wohl-durchdachte Conclusionen zulässt. Unsere natürlich in geziemender Bescheidenheit ausgesprochene, Präferenz neigt sich den Berufsconsulaten zu, schon weil es uns bedünkt, dass die von consularischen Behörden beanspruchten Dienste *bezahlt* werden sollten, wenigstens *von Grossmächten* in allen amtlich wichtigen Bezirksen *bezahlt*. In diesem Sinne sind, für das Handelscentrum von Rio de Janeiro, England, Frankreich, Italien, Schweden und Norwegen, Portugal, und, wie selbsverständlich, die Nordamerikan.

Union dem deutschen Reiche vorangegangen. Das persönliche Ansehen ihrer Consuln wird damit erhöht. Die socialen Vortheile, welche in Europa mancher hervorragenden kaufmännischen Persönlichkeit, opulenten Bankiers etc. die Erlangung consularischer Würden mit nachhinkenden Ordensauszeichnungen so sehr wünschbar machen, existiren in Brasilien nicht. Die hiesige aristokratische Gesellschaft denkt — zu ihren Ehren sei es gesagt — dem gebildeten, wohlerzogenen Fremdlinge gegenüber, sobald er sich an dem seichten Salonleben betheiligen will, rein demokratisch. Dem Kaiser kann sich Jeder nähern; seine Urbanität ist notorisch. Nicht unbedingt zu loben dagegen diejenige seiner Umgebung. Der hofschränzlichen Gewogenheit erfreut sich das diplomatische Corps, dem consularischen wird jede Satisfaction möglichst verweigert. — So z. B. haben die Consuln — was unangenehm berührte — zu der kirchlichen Trauung der kaiserlichen Prinzessinnen mit ausländischen (einem französischen und einem deutschen) Prinzen keine Einlasskarten erhalten. — Doch vorbei! — . . .

Der gewissenhafte kaufmännische Consul verlängert sein Tagewerk, damit er nicht durch seine geschäftlichen Obliegenheiten an der Erfüllung seiner amtlichen Pflichten gehindert werde. Der hin und wieder auftauchende Verdacht, er könne seine Stellung zu Gunsten seiner commerciellen Interessen ausnützen, ist ohne Consistenz. — Und was man drüben so gerne vergisst, was hier mit feurigen Lettern niedergeschrieben werden sollte: der Consul residirt an der ihm angewiesenen Stelle, und bezahlt mit seiner Person. Das ist, besonders unter exotischem Himmel, nicht gering anzuschlagen. Seit 1850 sind sämmtliche innerhalb der Tropenzone gelegenen brasilianischen Häfen periodisch und epidemisch von furchtbaren Verheerungen des gelben Fiebers heimgesucht worden. Unsägliches litten die städtischen Einwohner, Schlimmeres noch die Schiffsmannschaften, und inmitten von Schreckensscenen blieb der Wahlconsul auf seinem Posten, während es dem Diplomaten gestattet war, sich in Petropolis, oder wo es ihm sonst beliebte, vor jeder Ansteckung zu schirmen. Genannter Zufluchtsort ist nun, seit 31 Jahren, für die Mehrzahl der am brasilian. Hofe accreditirten Herren Gesandten oder Geschäftsträger, sowie für deren Personale, zu einer officiellen Ville-

giatur geworden, die nur ab und an für einige Tage, oder für die kühlere Jahreszeit unterbrochen wird, dergestalt dass in Europa schon öfters eines „Kabinettes von Petropolis“ anstatt von „S. Christovão“ erwähnt wurde, obgleich der Kaiser seinen Aufenthalt in dem diplomatischen Gebirgsstädtchen auf wenige Monate zu beschränken pflegt, und mehrere Jahre hindurch, während der ganzen Dauer des Paraguaykrieges, jeder Sommerfrische entsagt hatte.

Die diplomatischen Vorrechte wären uns gleichgültig, wenn sie nicht in Fällen, wo persönliche Besprechungen mit den Missions-Chefs unvermeidlich sind, unfreiwillige und kostspielige Gebirgsausflüge nach sich zögen. Vorausgesetzt, dass der Besuch gelingt, absorhirt er beinah' volle 2 Tage, und auf die sich daran knüpfenden Reisespesen ist nicht jedes Budget eingerichtet.

Ein *perfecter* Consul ist noch nicht geboren worden; er wäre als eine phänomenale Erscheinung anzustaunen, und wenn man alle Eigenschaften erwägt, die seinen Schutzbefohlenen zur Befriedigung aller ihrer Anliegen verhelfen könnten, so wird man vorerst den Platzkenntnissen, der Vertrautheit mit der Landessprache, den Landessitten und den Tücken des Climas, den localen Relationen, dem practisch-sicheren Auftreten Vorzüge einräumen müssen, die gerade den kaufmännischen, den Wahl- oder Honorar-Consul zu dem Manne stempeln, der in überseeischen Ländern seiner Regierung und ihren Zugehörigen viel nützlicher ist, als der drüben gedrillte Staatsbeamte, welchen ausserdem, wenn er seine Functionen in Brasilien ausüben soll, die Hoffnung auf baldige Versetzung und Beförderung selten für das Anfassen dornenvoller Berufszweige begeistert. — Auch dieser Gesichtspunkt hat seine Berechtigung. Aber je höher die Warte, von welcher aus consularische Angelegenheiten endgültig geordnet werden, destoweniger können wir uns mit Gratis-Leistungen befreunden, die man, an grossen Handelsplätzen, unter die unentbehrlichen classificirt. Der wohlmeinende Staatsmann untersuche, wo und wann die Sparsamkeit zu einer unpassenden wird, und der Staatschatz thue das Uebrige. Wer befiehlt, der bezahle, ohne deshalb dem besoldeten Beamten mehr unnütze Forschungen und Schreibereien aufzubürden als dem unbesoldeten. Man abstrahire von steriler Federfuchserie. Es ist vorgekommen, dass pedantische Sections-

Chefs, in ihrem Diensteifer, die auswärtigen Consulate mit Dutzenden von Fragen bombardirten, deren Beantwortung mehrere Jahre angestrengtesten Studirens und Redigirens erfordert haben würde. Es ist ferner vorgekommen, dass politische Kabinetts-Chefs, in ihrer väterlichen Fürsorge, sich über diesen oder jenen Export-Artikel Auskunft erbaten, ohne zu wissen, dass sie zu dem nämlichen Behufe über eine schon aufgeschichtete, voluminöse consularische Literatur verfügen konnten. Ministerielle Archive sind mit Manuscripten vollgestopft, in denen vielleicht für den Brand der ptolemäischen Bibliotheken Entschädigung zu finden wäre, wenn man sie abstauben, *entsiegeln*, und *lesen* wollte. Nur einzelnen entnimmt man ein paar trockene statistische Daten, veröffentlicht auch wol etwas von dem philosophischen Texte: — *pro nihilo!* Selbst für neu erschlossene Länder consultirt der Kaufmann diese Berichte selten als Itineraria, denn: erst der Seefahrer oder der Weltreisende, dann der Pionier und Pacotilleur, viel später der Consul. — Zur Beruhigung des Berliner Central-Vereins noch dieses: Deutschland hat gegenwärtig 16 Consulate, 1 Vice-Consulat, und 3 Consular-Agentien in Brasilien; macht zusammen 20. Hiervon vertheilen sich 16 Consulate und 1 Vice-Consulat auf Städte; 3 Agentien auf Colonialbezirke. — Es fehlt also nicht an der ersehnten beträchtlichen Vertretung, und auch nicht an der dieselbe completirenden Emsigkeit und Befähigung. — Von den vielen Misslichkeiten, die sich dem fremden Handel mit Brasilien entgegenstemmen, haben wir die auffallendsten bereits an die Sonne gestellt. — Kein Consul, und wenn er ein Phönix wäre, kann glühende Asche in fruchtbares Erdreich verwandeln. Doch die gewünschten Winke und Aufklärungen, auch über Verpackung, Transport der Waaren u. s. w., sind längst gegeben, oder werden von den deutschen Consuln und ihren kaufmännischen Collegen fortwährend gegeben. Was will man mehr? Wir gelangen zu dem schon angedeuteten Schlusse, dass der Berliner Central-Verein für den deutschen Handel in und mit Brasilien wenig oder nichts thun kann. Er wird ihm, wenn er ihn durchaus unter seine Fittige nehmen will, mehr schaden als nützen. Unsere Meinungen über Handel und Colonisation sind hausbackener als diejenigen der geehrten Berliner Herren, aber wir wissen

philantropische Absichten auch dann zu schätzen, wenn wir sie, als utopische Gebilde, in den Bereich einer in sich selbst zerfallenden Metaphysik verweisen müssen.

XXXII

Selten findet menschliche Grossmuth ihre volle Würdigung, und ein ähnliches Loos trifft die reichen Spenden der Natur. Den Einen beglücken sie mehr, den Andern weniger. Sowie das jetzige Brasilien nur als grösster Kaffeespeicher der Welt in dem oceanischen Handel eine exceptionell hervorragende Stellung behauptet, während sein sonstiger Export hinter dem gleichartigen concurrender Länder numerisch zurücksteht, so krankt sein Privilegium an den Gebrechen der Europäischen Industrie: *der Ueberproduction*. Nicht als Born seiner staatlichen und gewerblichen Vitalität, denn es kann nicht genug gesagt werden, dass von der Kaffeekultur unsere ganze Existenz abhängt, dass sie die beste, beinah' einzig gute ist für des Reiches Gegenwart und Zukunft, und also nicht geschmälert, sondern immer mehr gehoben werden sollte. Aber, obgleich die Zeit hinter uns liegt, wo man Kaffee als Luxuswaare betrachtete, so übersteigt doch die Gesamtproduction das Niveau der wirklichen Bedürfnisse, zumal seitdem Ceylon und ein Theil Ostindiens sich mit neuen Kaffeepflanzungen bedeckten, und auch in unserer Hemisphäre, ausserhalb Brasiliens, die gleiche Emulation aufsprang, kurz, seitdem die Erzeugung des so beliebten, bereits den nöthigen Lebensmitteln eingereichten Artikels links und rechts um sich griff. Es ist dieses umso schlimmer, als die Herstellungskosten auf gewissen ökonomischen Gesetzen beruhen, und sich überall so ziemlich equilibriren, so dass im Grunde wol kein Tropenland billiger arbeitet und lucrativere Ergebnisse erzielt als seine Mitproducenten.— Auf die Entdeckung der californischen Goldminen lässt sich die progressive Vertheuerung alles dessen zurückführen, was von civilisirten Völkern *ver-* und *gekauft* wird, und das für Jedermann unausbleibliche Hin- und Herrücken der Vordersilbe des so eben gebrauchten Zeitwortes bedeutet nichts Anderes als einen rein no-

minellen, sich selbst aufhebenden Vor- oder Nachtheil. Wenn nun der brasilianische Pflanzer beträchtlichere Spesen als früher zu tragen hat, und andererseits seinen Kaffee zu Preisen verkaufen muss, die, obgleich auch heute noch 2 bis 3 mal höher als vor ein paar Jahrzehnten, als namentlich zur Zeit der schwunghaften Negereinfuhr, ihm doch eine verhältnissmässig weniger befriedigende Einnahme abwerfen, so ist er, falls er vernünftig wirthschaftet, und wir Kommendes nicht beachten wollen, dennoch nicht zu bedauern. Von den üblen Folgen der Ueberproduction wird zwar auch er berührt, doch nicht so sehr wie der Exporteur oder dessen Committent. Eine Regierungsmaassregel von grösster Wichtigkeit, welche die heikle Aufgabe der Sklaven-Emancipation erleichtern würde, und — trotz der faulen Zustände des Staatschatzes — als nationale Nothwendigkeit beschlossen werden sollte, wäre die Abschaffung des Export-Zolles, doch von der hiesigen engherzigen Advokatenpolitik ist eine solche Reform nicht zu erwarten, und wir erwähnen ihrer nur als einer Wohlthat für den Pflanzer, nicht etwa für den Exporteur, der den nicht mehr zu entrichtenden Zoll mit höheren Einkaufspreisen aufzuwiegen hätte. Was die brasilianische Kaffeeproduction ungemein begünstigt, ist der Umstand, dass sie die beinah' exclusive Basis bildet zu der Ausfuhr der beiden Häfen Rio de Janeiro und Santos. Daraus erklärt sich eine Thätigkeit, die, indem sie sich nicht, wie anderswo, vertheilen kann, sondern an *einen* Artikel halten muss, der kaltblütigen Ueberlegung nicht immer die wünschbare Suprematie einräumt. — Unser Kaffee-Export scheint, was seine Elasticität anbelangt, bereits das Aeusserste geleistet zu haben; er betrug während des letzten Jahres 3,543,050 Säcke in Rio de Janeiro und 1,060,390 in Santos. Englische und deutsche Firmen sind die Hauptstützen dieser colossalen Bewegung. An obigen Umsätzen hatten sich deutsche Häuser mit zusammen circa 25 Procent betheiliget. Aber auch das deutsche und schweizerische Importgeschäft ergeht sich in den respectabelsten Dimensionen. Und wenn man die furchtbare Niederlage berücksichtigt, welche der deutsche Handel in Brasilien durch die unvergessliche Hamburger Crisis von 1857 erlitt, so wird man ihm gerne ur-eigenste Kraft, Intelligenz und Zähigkeit zuerkennen.

XXXIII

Kaffee wird hier nur gegen baar verkauft: ein wahres Labsal für ein Land, welches dem Fremden keinen Credit schenkt, aber von ihm jeden Credit und jeden Termin und jede Nachsicht beansprucht; und ein *stetes* Labsal, denn der Artikel prädominirt, die Platzoperationen gerathen kaum ab und an in momentanes Stocken, und richten sich mehr nach den Fluctuationen des Wechsel-Courses, oder, wenn man will, des Papiergeldes, als nach den Preisnotirungen der auswärtigen Märkte. Die Tendenz *unseres* Marktes ist, wie es dessen stolzer Haltung gebührt, durchgängig *à la hausse*. — Weisen die überseeischen Telegramme zwischen hier und den Vereinigten Staaten oder Europa gar eine Marge auf, so sucht die rastlose Unternehmungslust davon schleunigst und in fieberhafter Stimmung zu profitiren. Es möchte dann Jeder der Erste sein, und durch das sich sofort organisirende *Steeplechase* wird der Markt in eine neue, höhere Phasis getrieben, die augenblickliche Chance überholt, die in der Ferne grünende Oasis mit Sandwolken überfluthet.

Durch die Legung des transatlantischen Kabels in 1874 hat das brasilianische Exportgeschäft zwar an Sicherheit gewonnen, weil es sich täglichen Informationen frischesten Datums anlehnen kann, dagegen verlor es jenen Reiz des Geheimnissvollen und doch nicht immer Chimärischen, welchen es früher der Combinationsgabe des Speculanten bot.

Früher bediente man sich brieflicher Berichte als eines Leitfadens, und durfte die Meinung hegen, dass zur Stunde, wo die Einkäufe getroffen wurden, in dem Bestimmungshafen bereits eine günstige Gestaltung der Dinge eingetreten war, oder bis zur Ankunft der verschifften Waare eintreten würde. Man lebte Wochen hindurch in der Ungewissheit. Das angesteckte Licht konnte mehr als einmal getrübt werden, bis es erlosch: der Docht brannte lange. Wie ganz anders ist es jetzt! Wir wissen schon heute, was gestern in Hamburg und New-York vorfiel, lassen, nicht allein für den hiesigen Verkäufer, sondern auch für uns selber das Allerjüngste als Norm gelten, froh, wenn wir das bekannte Maass einfach ausfüllen, doppelt froh, wenn wir, der letzten

Begrenzung noch nicht allzunahe, mit recht billig scheinenden Kaffee-Verladungen in die See stechen.

Diese sanguinischen Anschauungen sind im brasilian. Kaffee-Geschäfte vorwaltend. Es ist daraus zu folgern, dass, um unsere Bemühungen zu krönen, eigentlich alle consumirenden Weltmärkte unser kühnes Vorwärtsschreiten nachahmen sollten, was unstatthaft und undenkbar, wie ja überhaupt dafür gesorgt ist, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mit der zwischen Vergangenheit und Gegenwart gezogenen Parallele wollten wir nur darthun, dass vor der Intervention der geschwätzigen Telegraphen der Wahrscheinlichkeit ein viel grösserer Spielraum als jetzt gesichert war, wenn auch das Gelingen jederzeit in dem fatalistischen Kreise der Eventualitäten lag. Und wie sehr die gesundesten Berechnungen täuschen können, das sahen wir vor ungefähr anderthalb Jahren bei Brasiliens besten Kunden, in den Verein. Staaten, wo eine fabelhafte Production eine ausserordentliche Vermehrung der üblichen Einfuhr versprochen hatte, wo man aber, anstatt den fetten Ochsen einzuschlachten, vor dem goldenen Kalbe niederkniete, und den gewonnenen Reichthum in Börsenschwindel vergeudete. — Bald war, für die Belebung des Waarenhandels, kein Geld mehr da, und gespensterhaft lagerten sich auf die eingefrorenen Kaffee-Depots die enormsten Verluste.

Bei der Nennung des nordamerikan. Clienten sei auch eines Weihnachtsgeschenkens gedacht, das ihm unsere Regierung in die Schuhe schob, als der Finanzminister *Snr. Affonso Celso* 100,000 Säcke Kaffee aufkaufen und für Staatsrechnung exportiren liess, um, wie er sich einbildete, die in London fällig werdenden Engagements zu decken, ohne auf den hiesigen Cours zu drücken. Eine verfehlte Protection, welche der Decadenz unserer Valuta nicht vorbeugen konnte, da wieder umsoweniger Austausch-Material in der Form von Tratten auf Europa in Circulation kam, als die jähe Verminderung des Kaffee-Vorrathes den Remboursstoff verdünnt hatte. — Mit Recht protestirte die amerikan. Presse gegen die klotzige Zufuhr, wovon jedes Pfund mit Centnerschwere auf den völlig desorientirten Märkten lastete, und den verblüfften New-Yorker Kaffeekönigen eine Politik aufnöthigte, durch welche die Waare des „Kaiserlichen Usurpators“ förmlich in Acht er-

klärt wurde. Mit noch viel grösserem Rechte hätten brasilian. Pflanzer und Kaufleute gegen ein Finanzministerium protestiren müssen, welches, aller Staatsweisheit baar, den einzigsten nennenswerthen Export-Artikel unseres Platzes während langer Monate der Verschleuderung überlieferte, und, den regulären Handelsverkehr durchkreuzend, in die legitimsten Unternehmungen nichts als Schrecken und Verwirrung brachte. Wenn die Regierung die bisherigen Formationen unsers Marktes ummodelln will, so thue sie es nach parlamentarischen Discussionen, nicht mit improvisirtem Dazwischenfahren. — Es weiss dann Jeder woran er ist.

XXXIV

Das geschäftliche Leben des fremden Kaufmanns in unsern Hafenstädten ist ein harter Kampf mit stets wachsender Rivalität, mit den Launen der Börse, wie mit den Beschwerden und Gefahren des Clima's. Zu diesen Widerwärtigkeiten gesellt sich der saure Beigeschmack des Exils. Logischer Weise sollte Letzteres durch rasch lohnende Arbeit abgekürzt werden, und wenigstens das Mandat des Exporteurs, wenn er sonst die Eigenschaften eines vertrauenswürdigen Correspondenten besitzt, nur in der gewissenhaften Ausführung fester Ordres bestehen. Sein wahres Fach ist dasjenige eines Commissionairs, der für seine Vermittlung einen sichern, von keinen marktlichen Variationen abhängenden Lohn verlangt. Dem Importeur ist diese Regel nicht vorzuschreiben. In Sonderheit spielt im Manufacturwaaren-Betriebe die geschickte Auswahl für eigene Rechnung eine Rolle, welcher der Fabrikant mit seiner blossen Routine nicht gewachsen wäre, und so sind denn die meisten eingeführten Waaren freies Eigenthum des Empfängers. Leider zwitschern auf keinem Geschäftszweige der Singvögel sehr viele, und des Futters wird ihnen genug gestreut. In anderer Fassung: selbst unter der Tropensonne findet das Auge des Spähers fast Alles schon umgarnt und ausgebeutet. Drüben in Europa ist zwar die Legende von dem „reichen Onkel aus Amerika“ etwas abgeblasst, und auch der „Nabob aus Ostindien“ räuspert sich nur noch als sehr rares Specimen, doch

hat unsere dramatische und novellistische Literatur dergleichen Typen sowie denjenigen des brasilian. „Sardanapal“ so oft vorgeführt, dass sie noch heute in vielen Köpfen, und nicht allein in denen alberner Menschen herumspuken. Die nackte Wahrheit ist die, dass immer und überall das ehrliche Geldverdienen schwierig war, und von Tag zu Tag schwieriger wird, ganz besonders in diesem Diamanten-Lande.

Ein goldenes Ei legte vor x Jahren der damalige Chef des Hope'schen Hauses in Amsterdam, *Mr. Labouchère*, einem jungen Mann in die Reisetasche, als er ihn mit dem Rathe verabschiedete: „Machen Sie Geschäfte dem Munde zu, nicht vom Munde weg.“ — Dieser Regel angepasst, fällt unser Tadel auf die hiesige Betheiligung in Operationen sehr zweifelhaften Ausganges, die man ganz aus den Händen giebt. Kaffee ist ein Stapel-Artikel, der gewandtester Manipulation und grösster Kostenersparniss bedarf. Die blitzschnelle telegraphische Meldung beherrscht die Einkäufe, und bewirkt, dass man die Zukunft mit Wagnissen anticipirt. Die Superiorität Brasiliens als Productionsland kommt nur den einheimischen Verhältnissen zu gute, nicht den von Ausgebot und Nachfrage bedingten Schlussresultaten des Exporteurs, der seine glänzendsten Waffengänge den kleinsten Erndten verdankt. Solange die durchschnittliche Ueberproduction fortdauert, kommt eine momentan günstige Statistik wenig in Betracht, und es ist mehr alte Tradition als feine Berechnung, welche den holländischen monatlichen Auctionen noch ein gewissermassen legislatorisches Votum zugesteht. Für uns sind Das Stimmen aus der Wüste.— Unsere Wetterbeobachtungen machen wir lieber in Nordamerika, freilich nicht mit untrüglichen Instrumenten. In diesem Zeitalter des Dampfes wird Raschheit des Entschlusses zur kaufmännischen Lebensmaxime. Da die offene Bahn eine so breite, könnte man sich die immer mehr zusammenschrumpfenden Commissions-Ansätze gerne gefallen lassen, wenn die Concurrenz keine sonstigen Concessionen, keine *Reciprocitäten* erzwänge. Die belangreichen Unternehmungen in Kaffee sind auf Kabel-Anstellungen basirt, die von vornherein sehr knapp calculirt sein müssen. Der Artikel eignet sich nirgends mehr zu dem was man „Speculation“ nennt: die Telegramme werfen zu helle Schlaglichter auf Verschiffungs-

und Entlöschungshäfen, und durch die regelmässig einlaufenden, mit Kaffee beladenen Dampfer, worunter wahre Leviathans, ist Jahr-aus Jahr-ein für abundanteste Verproviantirung der europ. und amerik. Märkte gesorgt.

Wir wissen, dass unsere grossen Exporthäuser sich, in den irgend möglichen Proportionen, auf das reine Commissionsgeschäft zu beschränken suchen. Und sie thun wohl daran. Schon entging ihnen die Kundschaft mancher, früher für ihre Kaffeebeziehungen in directem Verkehr mit Brasilien stehenden Häfen untergeordneten Ranges, jetziger Trabanten der Emporien, welche, vermöge ihrer Dampfbootlinien, unausgesetzte Zufuhren empfangen, und sie an den Mann bringen müssen, ohne dass mit den Einstandspreisen viel Federlesens gemacht würde. Indessen ist, unter dem väterlichen Protectorate einzelner Geldfürsten, und so weit deren Macht reicht, der Oceanische Waarenhandel zur Zeit noch nicht allzuschlecht aufgehoben; für seine späteren Evolutionen befindet sich das eherne Joch despotischer Capitalien-Association bereits in der Schmiede.

XXXV

Als Anhänger der Wilberforce'schen Ideen sind wir in Brasilien gelandet, aber im Verlaufe der Jahre hat sich unsere Philantropie sehr wesentlich abgekühlt, und wir stehen heute nicht mehr in der vordersten Reihe der sentimentalen Menschenfreunde. Dieses Geständniss wird Manchem missfallen, aber es musste heraus, wenn wir uns mit der brennenden Tagesfrage der Sklaven-Emancipation nicht allein in ihrem Zusammenhange mit den Interessen der Agricultur beschäftigen wollten. Könnten wir einen Wurm entfernen, der tief unter der grünen Rinde des brasilian. Lebensbaumes dessen innerstes Mark zernagt — mit Sammthandschuhen würden wir ihn anfassen, und dorthin zurückgeleiten, von wannen er gekommen ist. Nicht, um ihn drüben in Afrika zu zertreten, sondern um in seine und Seinesgleichen Schicksale nie wieder einzugreifen.

Wir behandeln hier einen so delikaten Gegenstand, das wir

uns vorerst der Worte eines *Brasilianers* bedienen wollen, welche als *suspiria de profundis* Alles abschwächen, was wir selber sagen mögen und — sagen dürfen :

„In ganz Brasilien“ — so spricht der Deputirte Joaquim Aurelio Nabuco de Araujo — „sehen wir die traurigen, bejammernswerthen Folgen der Zwangsarbeit. Wir sehen an jedem häuslichen Heerde, *wie sie zersetzend wirkt auf die Moralität der Familien, wie sie die Erziehung unserer Kinder verpfuscht, das Weib zur Barbarin, den Mann zum Tyrannen macht, wie sie ihn der Arbeit als einer Seiner unwürdigen Aufgabe entfremdet, in die Religion den rohesten Aberglauben mischt, und die Moral zu einer Kastenconvention erniedrigt.* Dreihundert Jahre sind verflossen, seitdem die ersten Afrikaner nach Brasilien geschafft wurden, *und immer noch beruht unsere Existenz auf dem verruchten Fundamente der Sklaverei.* Und der Kaiser vergesse nicht, dass wir in zwei Dingen, die wir nicht mit einander vergleichen wollen, exceptionelle Erscheinungen sind auf dem amerikanischen Continente: wir haben das Sklaventhum als sociale, und die Monarchie als politische Organisation.“

Ebenso wahr als herbe ist dieses Exordium, und nicht minder richtig die critische Analyse des famosen Emancipations-Gesetzes vom 28. September 1871, welches dessen Urheber, den vor Kurzem verstorbenen Visconde do Rio Branco bis zur Apotheose verherrlichte, obgleich es,

„die Interessen der Landesmagnaten mit ängstlichen Restrictionen respectirend, den Besitz der Sklaven bis auf den allerletzten garantirt, obgleich es in der Praxis das Recht des Gebieters über Leben und Tod aufrecht erhält, und die gegenwärtige Neger-Generation in lebenslänglicher Knechtschaft verkommen lässt, die künftigen aber während der Dauer von 21 Jahren unbegrenzter Willkür und systematischer Verdummung übergiebt, und dergestalt der Sklaverei eine legale Frist von ungefähr 75 Jahren gewährt, nach deren Ablauf sie inmitten schrecklicher Wirren endlich verschwinden wird;“

so wie der Zusatz, dass mit dem Namen, den man erwähntem Gesetze beizulegen beliebte,

„in Europa die falsche Meinung verbreitet wurde, Brasilien

habe die energische That vollbracht, 1 ½ Millionen Sklaven ihrer Fesseln zu entledigen.“

Die citirten Stellen sind einer Sensations-Flug-Schrift „*Manifesto da Sociedade Brasileira contra a Escravidão*“ entlehnt, die einen Sturm von Zustimmungen und Entgegnungen heraufbeschwor. Menschlicher Voraussicht nach wird man nun in den nächsten Parlamentssitzungen nicht umhin können, eine kluge Lösung der alle Schichten der Gesellschaft aufregenden „Negerfrage“ wenigstens — zu versuchen.

Leider hat sich Herr Joaquim Nabuco gehütet, zu dieser „Lösung“ sein Scherflein beizutragen, und doch wären uns praktische Rathschläge lieber gewesen als schöne Reden! Es giebt keine leichtere, dankbarere These als diejenige der „Sklavenbefreiung.“ Das bloße Wort ist für jeden jugendlichen Enthusiasten ein Kitzel zu oratorischer Suada. — Die gelegentliche Heftigkeit eines declamatorischen Patriotismus wird uns daraus klar, dass der Herr Deputirte schnurstracks nach Europa reiste, wo ihn, zuerst in Lissabon, dann in London und Paris glänzende Ovationen empfangen — wir wissen wahrlich nicht warum? Denn Herr Joaquim Nabuco, den wir als einen hochbegabten jungen Mann schätzen, hat einstweilen noch nichts Neues vorgebracht, und blind waren die europäischen Abolicionisten, wenn sie ihn als einen Messias für die armen Neger begrüßten. Selbst seine Mitbürger sind längst vertraut mit humanitären Wahlsprüchen, und brauchen sie nicht von einer in fremden Ländern herumgetragenen Standarte zu borgen.

Die Aufhebung der Sklaverei ist als politische und sociale Nothwendigkeit anerkannt. Ob es rathsam ist, ob es möglich sein wird, jetzt schon mit scharfkantigen Reformen durchzudringen, darüber wollen wir uns nicht weiter aussprechen. — Jedenfalls bleiben wir baldiger Neuerungen und Decrete gewärtig — die Geburtswehen sind schon da.

XXXVI

Der Sklavenhandel lag im Geiste der Zeit. Wenn ihn puritanische Sittenrichter als Greuel in die Annalen der Weltgeschichte eingraben möchten, so seien sie auch all' der Schandthaten eingedenk, welche seit drei Jahrhunderten in dem civilisirten Europa begangen wurden. *Unsere Feder* ist nicht so scharf zugespitzt; wir entdecken Milderungsgründe, besonders für die maritime Bevölkerung Brasiliens, die auf der See und an der verpesteten afrikanischen Küste gefahrvolle Abenteuer bestand, ohne sich entehrender Handlungen bewusst zu sein. Wir haben sogar bei Commandanten von Negerschiffen Eigenschaften kennen gelernt, die jedem Tugendhelden zur Zierde gereichen würden. Gesetzlich ist in Brasilien nur die Negereinfuhr verpönt, nicht der Negerhandel. und dass bis zu der heutigen Stunde der „alte Zeitgeist“ noch nicht aus dem ganzen Lande verbannt ist erhellt schon aus den charakteristischen Zeitungsreclamen, vermitteltst welcher man Sklaven und Sklavinnen als „*boas peças*“ (schonend übersetzt; gute Exemplare) zu vollen Marktpreisen unterzubringen hofft.

Nach Häckel muss sich die Negerrace schon sehr frühzeitig in zahlreiche einzelne Stämme getheilt haben, da ihre vielen und ganz verschiedenen Sprachen sich durchaus nicht auf eine Ursprache zurückführen lassen. Hätte sich, durch eine Verschmelzung so vieler Naturlaute, ein allgemeines Idiom ausgebildet, so wären wol die blutdürstigen Instincte des Afrikaners besänftigt, der Hass von Tribu zu Tribu in gesellige Annäherung verwandelt, und vielleicht auch das Intellect einzelner Individuen etwas erweitert worden. Nach unserer festen, von eminenten Forschern bekräftigten Ueberzeugung steht die Negerrace tief unter der kaukasischen. Dadurch ist zwar die Verwandtschaft nicht geleugnet, wol aber die Geschwisterschaft. Ohne dem Ausspruche des Philosophen Ludwig Feuerbach: „Jeder Gedanke ist ein Stich durch's Herz, eine Erschütterung unseres ganzen Seins, ein Opfer unserer Existenz,“ unbedingt beizupflichten, leiten wird aus der darin enthaltenen Wahrheit die moralische Beschaffenheit eines Geschlechtes ab, das nur relativ unglücklich ist, weil es nicht denken *will*, und

jede edlere Gehirns-Function als eine Erschütterung seines Seins betrachtet. Die Gedankenlosigkeit, die Versunkenheit in nichtige Tändeleien, der entschieden ausgeprägte Animalismus sind angeborene und schwer zu modificirende Attribute eines Geschöpfes, das in der Freiheit noch mehr verwildert als in der Sklaverei. Letztere, als ein Werk brutalster Gewalt, als eine Beleidigung der Menschenrechte, kann durch keine Casuistik beschönigt werden, aber für eine Species, die der unsrigen ähnelt, ohne ihr je gleichzukommen, darf sich unser Mitleid nicht verzetteln. Rückhaltslos fluchen wir den empörenden Züchtigungen, welche der kurze Arm der brasilianischen Justiz noch nicht ganz abzuschaffen vermochte; eine gewisse Zuneigung schenken wir jedoch nur der ältern Neger-Generation, worunter uns Veteranen, trotz ihrer Naturtriebe und intellectuellen Schwäche, als treue, biedere Arbeiter bekannt sind. — Schlimm, entsetzlich schlimm steht es mit der Mehrzahl ihrer Nachkömmlinge. Die Frechheit, die bodenlose Liederlichkeit, der unsagbare Schmutz, die innerste Nichtswürdigkeit und Fäulniss einer Neger- und Mulattenrotte, die namentlich in den grössern Städten ihr Unwesen treibt, können nicht beschrieben werden. Auch als leider unentbehrliche Dienerschaft wird dieses Gesindel von Tag zu Tag unerträglicher, und freut sich, wenn seine monstruösen Anmaassungen an dem friedlichsten Heerde einen grimmigen „Kampf um's Dasein“ entzünden. Seit 3 Jahrhunderten hat sich die Brut im Lande eingefressen — Wer schafft sie wieder fort?

Schon im Alterthum hiess es: „Scherze mit dem Sklaven, bald wird er Dir den H — zeigen“; heute ist noch hinzuzufügen: „Befreie ihn, und er wird Dir auf die Füsse speien.“ Wie und wann soll der Unfug enden? Viele brasilianische Familien leben von ihren Sklaven, die sie vermiethen und sich dann weiter um nichts kümmern, wenn nur der wucherische Monatspreis pünktlich eingeht. Wer wird es wagen, diesen zum Theil der feinsten Gesellschaft angehörenden Familien den Brodkorb abzuschneiden? Und was will man mit den seit 1871 geborenen, bis in's 21ste Lebensjahr der Obhut ihrer Mütter überlassenen Negersprösslingen beginnen, mit diesen in schnödesten Ignoranz und Sittenlosigkeit heranreifenden neuen Staatsbürgern? Wir reden hier

nicht von Denen, die, der Oekonomie zuliebe, aus reichen und vornehmen Häusern, gleich nach der Geburt in's Findelhaus geschickt werden!

Wir erfüllen gerne die Pflicht, neben solchen Abnormitäten auch einige wohlthätige Handlungen hervorzuheben.

Das Gesetz vom 28. September 1871 hat aus den auf dem Sklavenbesitze haftenden Taxen einen Emancipations-Fonds gebildet, welcher bis jetzt, für die ungefähre Summe von 8000 Contos de Reis, circa 8000 Neger, worunter freilich sehr viele alte, der Freiheit übergab. Alljährlich fliessen etwa 1000 Contos in die Emancipations-Kasse. Und eine weit beträchtlichere Anzahl Sklaven verdankt das Geschenk der Freiheit dem Edelmuthe ihrer Herren. — Leider sind „verdanken“ und „danken“ zwei sehr verschiedene Dinge, und leider bleiben die befreiten Neger in dem ihnen nunmehr recht lieb gewordenen Lande.

Aber Philantropie wie Repression überragt die nicht lange mehr zu verschiebende *Nothwendigkeit* eines vollgültigen Emancipations-Gesetzes.

XXXVII

Die brasilianische Nation besitzt die vortreffliche Eigenschaft, dass sie ihre grossen Männer hoch zu ehren weiss. So z. B. hat sie den Componisten Carles Gomes, als er, im verflossenen Jahre, auf Besuch von Europa herüberkam, dermaassen mit Lorbeer überschüttet, dass man hätte glauben können, unser Erlöser weile wieder auf Erden und halte seinen Einzug in Jerusalem. Ein laueres Willkommen würde der Künstler finden, der zur Linderung unserer pecuniären Bedrängnisse *herüber* käme. Unsere Kapellmeister im Finanzfache haben ihre eigenen Stimmgabeln.

Mit geschäftlichen Strichen wagen wir uns an folgende, kurze Zusammenfassung einer wenig musikalischen Situation:

Ausser der kleinen Nickel- und Kupfermünze haben wir nichts als Papiergeld, dessen metallische, legale Begleichung zum Preise von 4 Milreis für eine Oitava Gold (1 Oitava gleich $3 \frac{1}{10}$ Grammas) normirt wurde, was den englischen Sovereign auf Rs. 8889 stellt, und einem Wechselcourse von 27 *pence* per Milreis

entspricht. Wir stehen heute (Mai 1881), nach längst vorangegangener Suspension des auf obige Werthbestimmung bezüglichen Bankgesetzes, auf 20 $\frac{1}{2}$ bis 20 $\frac{3}{4}$ d., also circa 30 pCt. unter Pari, und es ist keine Wahrscheinlichkeit einer Besserung vorhanden. Wer noch immer den Wahn nährt, dass nur Agiotage Schuld sei an der unaufhaltsamen Versiechung der Landesvaluta, und also an der Verminderung des staatlichen und privatlichen Eigenthums, den sollten die colossalen Ziffern der brasilianischen Handelsbewegung und die chronisch gewordene Ebbe unserer Geldmärkte eines Andern belehren. In Brasilien haben wir stereotype „Papierwährung“; Gold ist „Waare“, und durch das Verhältniss zwischen der Production und der damit zu bezahlenden Einfuhr wird die Schätzung des als nicht convertible Noten-Emission circulirenden Mediums regulirt, es sei denn, dass das Deficit durch Anleihen im Auslande gedeckt werde. — Die Gesamtschuld des Kaiserreichs beläuft sich, in runder Zahl, auf 870,000 Contos de reis (zum Durchschnittscourse von 24 d. gleich sieben und achtzig Millionen Pfund Sterling), die Jahreseinkünfte können auf 117,000 Contos (11,700,000 Pfund) veranschlagt werden, und davon verschlingt das Finanz-Ministerium etwas mehr als die Hälfte: für Zinsen allein circa 47,000 Contos, oder 4,700,000 Pfund! — Das sind erschreckende, immer grössere Unter-Bilanzen gebärende Daten. Unsummen kostete der Paraguay-Krieg, Unsummen die Hungersnoth in den nördlichen Provinzen, nicht zu sprechen von allerlei ministeriellen *Missgriffen*. Wenn man nun, gleich uns, dem Lande keine künftig zu verrichtenden Wunderthaten aufbürdet, sondern, im Gegentheil, eine Abnahme der Production befürchtet, theils wegen schwindender Arbeitskräfte, theils wegen schon erschöpfter Ländereien; wenn man, ferner, nicht übersieht, dass Bodenbesteuerung in Brasilien unmöglich ist, und dass die nur irgend *denkbaren* Zollerpressungen bereits ausgeklügelt sind, während sich die Bedürfnisse der Regierung an Material aller Art immer vermehren, wird man wol den Gedanken an eine Herabsetzung des gesetzlichen Standards (*padrão monetario*) als an einen zwar grausamen, den Landes-Credit zermalmenden, aber, etwas früher, etwas später, unabwendbaren Regierungs-Beschluss nicht ganz verwerfen. Ob die wieder aufzunehmenden

Goldzahlungen auf einen Cours von 18 *pence* per Milreis, oder von 15, oder von noch weniger zu basiren, und welche Grenzen der Ausgabe von Papiergeld, und verzinsbarer Staatsschuldscheine (*Apolices*) aufzuerlegen sein werden, darüber mögen Persönlichkeiten entscheiden, einheimische oder fremde, die durch gründliches Studium der „Finanzwissenschaft“ dazu berechtigt sind, und dasselbe nicht zu starren Theoremen versteinern, sondern den eigenthümlichen Erfordernissen jedes staatlichen Complexes anzuschmiegen wissen. Grosse Distanzen verkleinern manche Gefahr. — So erheischt die von Rio de Janeiro entfernteste Provincial-Hauptstadt *Cuyabá* eine 3wöchentliche Wasser- oder 4monatliche Landreise, und ähnlich verhält es sich mit anderen Provinzen. Man ermesse darnach, wie viele weit entlegene Zwischenplätze und Ortschaften der Papiersegen befruchtet, und welche, wol etwas ungewöhnliche, Ausdehnung ihm deshalb erlaubt werden darf. Auch für Sonstiges können wir keinen europäischen Maassstab empfehlen.

XXXVIII

Die Brasilianische Bank (*Banco do Brasil*) hatte, nach langem Zaudern und schliesslicher Abänderung ihrer Statuten, den Versuch gemacht, sich an den Trattenumsätzen mit Europa nach einem Modus zu betheiligen, welcher den Cours vor einer bodenlosen Flaueheit bewahren sollte. — Mit einem Wechsel des Ministeriums kam die plötzliche Entmuthigung, kam die Waffenstreckung. Entweder hatte das genannte Nationalinstitut, unsere *Alma mater*, die richtige Proportion zwischen Ausgebot und Nachfrage verkennend, für ihre ersten Tarife zu hoch gegriffen, oder es fehlte ihr an dem, zur Erfüllung ihrer grossen Aufgabe nöthigen Umfange europäischer Bankfacilitäten, oder aber sie zweifelte an der getreuen Collaboration der Regierung, und verzichtete deshalb auf die consequente Durchführung der begonnenen Campagne. Unser Importhandel ist durch diesen Rückzug hart betroffen worden, aber vielleicht etwas durch eigene Schuld, indem er die Absichten der Brasilianischen Bank nicht genugsam begünstigte, und den Privatbanken ein zu weites Operations-Feld überliess. Wir

vergessen nicht, dass niedrige Cours-Notirungen gleichzeitig den Export unterstützen, und den Import schädigen, und wissen, dass gesunde Geschäftsprincipien freie Concurrenz in allen Branchen vorschreiben, allein das Dictamen der „Unpartheilichkeit,“ wodurch störenden Ausschreitungen der Weg versperrt, und das kaum wieder erwachte Vertrauen in ruhigere Zeitabschnitte befestigt worden wäre, haben wir vermisst. Es wäre erfreulich, wenn wir täglich von der *Alma mater* hören könnten, welchen Cours sie, und mit ihr die Staatsgaleere steuert.

Gold und Silber sind die alleinigen Werthmesser für den Waarenhandel, und das Importgeschäft ist zu einer Sisyphus-Arbeit verurtheilt, so lange die Schwankungen des Courses keine Berechnungen gestatten, und dessen progressiver Rückgang die Einstandspreise fortwährend in die Höhe schraubt. Die permanente Ueberfüllung des Marktes vereitelt nur zu oft jede Bestrebung, den Verkauf mit dem Cours-Thermometer in Einklang zu bringen. Schon an und für sich ein Grund zur Einstellung der langen Termine. Denn die Vorschüsse, welche unsere Banken auf Documente bewilligen, sind ebenso karg als *onerös*, mag Geld noch so flüssig, der officielle Discontosatz noch so niedrig sein. Solchen „Erleichterungen“ entflieht, wer es nur irgend kann. Das System, 3- bis 4monatliche Creditirung als *ultima ratio regum* zu adoptiren, nimmt immer mehr überhand, und wird nach und nach den Augiasstall säubern, wobei indessen noch auf bündiger, sofort zu versilbernder Empfangsbescheinigung bestanden werden sollte. Ist aber letztere Bedingung von der verwöhntesten aller Platzkundschaften nicht zu erlangen, weil sich unsere Importfirmen nicht zu einer *Vereinbarung* entschliessen mögen, die stark genug wäre, um *bis jetzt* murrend geduldete Siegel brechen, so könnten schon bestehende, oder neue Bankinstitute für grössere Verkäufe bis zu deren Verfall den Remittirungscours von der Minute an garantiren, wo ihnen dieselben, unter provisorischer Einzahlung von etwa 10 pCt. und Zusicherung mässiger Commissions- und Zinsvergütungen, angemeldet würden, und sich, durch Vorausdeckung der garantirten Beträge, sofort gegen jeglichen *Risico* schützen. Wir haben hier 3 fremde Actienbanken, 2 englische und 1 portugiesische, wovon die beiden ersten den, wie es scheint, in

Granit gehauenen Edikten ihrer Londner-Directoren gehorchen. Allen drei, unbeschadet ihrer Respectabilität und Solidität, wird durch das servile Nachstammeln ihrer Tagesrecepte zu viel Ehre angethan, und es wäre gut, ihnen kraftvolle Rivalitäten an die Seite zu stellen. Eine solche präsentirt sich nun in der Form einer projectirten National-Hypothekar-Bank mit einem Capital von nicht weniger als 40,000 Contos de Reis, wovon aber nur die Hälfte als nothwendiger Betriebsfonds einberufen, und vermittelst jährlicher Einzahlungen von 10 bis 12 tausend Contos hergestellt werden soll, 7 Procent Zinsen abwerfend, unter Garantie der brasilianischen Regierung bis zu 5 Procent. Ein Pariser Consortium will, wie verlautet, die ganze Anleihe übernehmen, und während eines Zeitraumes von mindestens 15 bis 20 Jahren, eine Million Sterling *per annum* in Brasilien feststecken. Unsere Regierung dürfte die nachgesuchte Concession entweder gar nicht, oder nur nach sehr starker Beschneidung der monumentalen Anlage ertheilen. Die Zinsgarantie wäre für die *überseeischen* Gründer wol das Beste an der Sache, ein prächtiger Lockvogel für das Börsen-Publikum; hiesigen Ortes aber giebt man der Besorgniss Raum, dass mit der gedachten, zwar als eine *überflüssige* ausgemalten Garantie dem Staatssäckel ein nicht mehr zu verscheuchender Vampyr angeheftet würde. Gewiss wünschen auch wir dem Lande die Zufuhr fremder Capitalien, und eine Million Sterling per Jahr könnte den Ackerbau heben, und auch den Cours hin und wieder etwas auffrischen, aber die guten Seiten des grossartigen Planes treten für uns nicht plastisch genug hervor, um uns mit den schlimmen auszusöhnen. Dem ruralen Grundbesitzer, *hauptsächtlich* dem Kaffeepflanzer sollen die Pariser Fonds zufließen, und nun fragen wir: Würde man die successiven Retouren nur mit den auf den Vorschüssen haftenden Zinsen und Amortisirungen bestreiten, die unausbleibbaren Rückstände mit Gewalt eintreiben, die wenig substantiellen Cautionen jemals liquidiren können? Eine brasilianische Plantage ohne Neger-besatzung ist ein schwaches, fast werthloses Pfand, und die Slavenemancipation steht nahe bevor!

Wir haben uns etwas vertieft in ein Elaborat, welches uns in seiner nebelhaften Gestalt baldiger Verdampfung verfallen dünkt.

Wir thaten es, weil wir ihm auch für andere Schöpfungen ähnlichen Kalibers diese Schlussfolgerung abgewinnen wollten: In Brasilien sind, bis das *Arbeits-Problem* gelöst sein wird, alle Hypothekar- und Pflanzerbanken auf Sand gebaut. Das sollten die Pariser Börsen-Barone wissen! — —

XXXIX

Die deutschen Bankunternehmungen in Südamerika hat bis jetzt kein heller Stern begleitet. Vielversprechend war das Début, kurz der Bestand, traurig das Ende der von Hamburg aus für Rio de Janeiro in's Leben gerufenen Deutsch-Brasilianischen Bank. Durch die unglücklichste Wahl wurde die hiesige Leitung den Händen eines Glücksjägers anvertraut, der, von Grössenwahnsinn geblendet, in gewissenloser Vermessenheit an den Pfeilern des stolzen Gebäudes rüttelte, bis es zusammenfiel. Die peinlichen Erinnerungen an diese schmachliche Behandlung eines sonst wohl combinirten Werkes sind noch nicht verwischt. Man empfindet die moralischen Folgen einer verlorenen Schlacht schmerzlicher als die materiellen. — Aber die Deutsch-Brasilianische Bank genoss zahlreicher Sympathien, und eine Consolidirung durch neue Geldeinschüsse hätte ihr eine glänzende Revanche gesichert, und jede Scharte wieder ausgewetzt. — Es sollte nicht sein. Seit jener Zeit der Enttäuschung für deutsche Gründungen in Brasilien sind sechs Jahre vergangen, und die allgemeinen finanziellen Verhältnisse unseres Landes immer drohender geworden. Dennoch dürfen sich selbst pessimistische Ansichten wie die unsrigen durch keine gar zu reactionäre Tendenzen verhasst machen. Geographische und topographische Vorzüge bleiben unvertilgbar. Fortuna is wetterwendisch, lächelt bisweilen durch Sturm und Nacht, und Rio de Janeiro, als grosser Handels- und Tummelplatz, trägt sogar für die Errichtung neuer fremder Banken eine verlockende Physiognomie zur Schau. Disconto- und Arbitrage-Geschäfte, liberale, dem localen, leicht übersichtbaren fremden Handel eingeräumte Credite sind gesunde Elemente zu lucrativer Verwendung europäischer Geistes- und Geldkräfte, und gerade

unter deutschem Patronate von besonderer Lebensfähigkeit. Hier würde der *Raum* einladender sein als die *Zeit*, doch auch letztere nicht den Flug jedes commerciellen Wurfgeschosses mit ihrem Veto unterbrechen. Von diesen Ideen durchdrungen wünschen wir den Aufbau einer deutschen *Handelsbank* mit stramm gezogenen Umrissen, als ein mit wuchtiger Munition versehenes Bollwerk gegen die blutsaugerische Oberherrschaft unserer englischen Finanzinstitute. Nur *eine* Gefahr zeigt sich uns als eine vielleicht abschreckende, jedenfalls für das Anlage-Capital sehr bedenkliche: das zur Zeit noch uferlose Flussbett unserer Landesvaluta.

XL

Mit unserm heutigen Kapitel schliessen wir die erste Abtheilung einer Serie von Aufsätzen, deren Folge wir vorbereiten.

Besondere Beachtung verdient die rabulistische Richtung des brasilian. National-Characters. Der brasilian. Schriftsteller Sylvio Romero nennt seine Landsleute „juridische Haarspalter“ (*leguleios*), und sein auch in der deutschen Sprache und Philosophie wohlbewandeter, durch trefflichste literarische Arbeiten weithin bekannter College in Pernambuco, Tobias Barretto de Menezes, schreibt in dem Januar-Hefte seiner „*Estudos Allemães*“:

„Wir sind ein Volk von Advokaten, und unsere Spitzfindigkeiten reichen, als Existenzbedingungen, von den untersten Regionen hinauf in die höchsten gouvernementalen Sphären. Unsere Politik war von jeher eine Rechtsverdreherei, und doch haben gerade die wenigen Staatsmänner, die bei uns über der gebräuchlichen Mittelmässigkeit standen, niemals den Advokatenberuf ausgeübt.“

Und Rio de Janeiro, als kaiserliche Residenz, als Sitz der Central-Regierung, ist der politische Brennspegel, unter welchem unzählige, der Advokatur entsprossene, buntgefärbte Schmetterlinge herumflattern, bis sie sich die Flügel verbrennen. Doch nicht zu vergleichen mit der Stickluft der Hauptstadt ist die Temperatur des Binnenlandes, wo wir kernigen, mannhaften Gestalten begegnen, die, Sklavenhalter oder nicht, nach keinen be-

tressten und besternten Fräcken geizen. In Rio de Janeiro manifestirt sich nicht das ganze Sein und Wirken der Nation. *Wenn dem also wäre, müsste man an Allem verzweifeln.* In den hiesigen politischen Kreisen will so ziemlich Jeder nur sein Solo aufspielen, und dieses Solo ist entweder ein Geierpfiß oder ein Sehnsuchtswalzer. Wo aber so Viele nach Aetzung haschen, da sind auch die gesuchtesten Aemter nur zu ephemerer Befriedigung geeignet. Jeder Minister weiss, auf welch' gebrechlichem Gerüste er sich bewegt, und will, vor allem Uebrigen, seinen Rückzug decken. Das halbe Land bemüht sich, ihn schachmatt zu machen, ihn und seine Acolyten, und so ist denn eine provisorische „Ausflickerei,“ namentlich im Finanzwesen Dasjenige, womit man, in der Metropole wie in den Provinzen, den Recriminationen der Gegenparthei, den Beschimpfungen zügelloser Pressorgane noch am sichersten ausweicht. Hat man, jetzt wo von der Industrie-Ausstellung in Porto-Alegre so Grosses erwartet wird, aus Furcht vor dem im August wieder tagenden Parlamente den deutschfreundlichen Präsidenten der Provinz Rio Grande do Sul Dr. Avila fluggs von seinem Posten abberufen, und seine colonisatorischen Verfügungen aufgehoben? Wir wissen es nicht, aber wir sind versucht, es zu glauben.

Nachdem die Regierung geraume Monate hindurch sämtliche Immigrations-Angelegenheiten in die absoluteste Windstille versetzt hatte, wurde nun dieser Tage ein vom 22. April datirter, den Kammern vorzulegender Colonisirungsplan des Ackerbau-Ministers Conselheiro Buarque de Macedo veröffentlicht. Wir lernen daraus, dass „da die finanzielle Situation des Landes sich, nach den prohibitiven Maassregeln des vorangegangenen (Sinimbú'schen) Kabinetes, gebessert, (?) und, trotz der Annullirung aller directen Subsidien sich die Einwanderung vermehrt (?) hat, die Zeit gekommen ist, wo man die freiwillige Immigration ermuthigen muss, zu welchem Behufe jährlich bis 40,000 Einwanderer hier einer achttägigen Gastfreundschaft geniessen, und alsdann nach den ihnen bestimmten Localitäten transportirt werden sollen. Beides auf Staatskosten. Ferner: dass die Regierung für die nöthigen Strassenbauten sorgen werde, sowie auch für passend gelegene Ländereien (im Finanzjahr 1882 — 1883 für 5 Quadrat - Meilen

gleich 217,800,000 Quadrat-Metres) um letztere den Colonisten auf lange Termine zu verkaufen. Auf wie lange wird nicht gesagt, auch nicht zu welchen Preisen, und unerörtert bleibt, was doch für die Nation besonders wissenswürdig wäre: der (rein objective?) Modus, nach welchem die Regierung die wieder abzugebenden Ländereien anzuschaffen gedenkt. Die Reisespesen bis an das brasilian. Gestade haben die Ankömmlinge selbst zu bestreiten, und sich ausserdem mit den, nach erwähnter Verpflegung und Weiterbeförderung, unentbehrlichen Existenzmitteln zu versehen.

Denn der Minister bemerkt ausdrücklich: „Ausserhalb dieser Concessionen wird die Regierung nichts mehr bewilligen, und keine neuen subventionirten Contracte eingehen, da mit obiger Hülfe und nach den gemachten Erfahrungen *das Einwanderungsproblem definitiv gelöst sein dürfte (se pode esperar a solução definitiva do problema da Imigração).*“

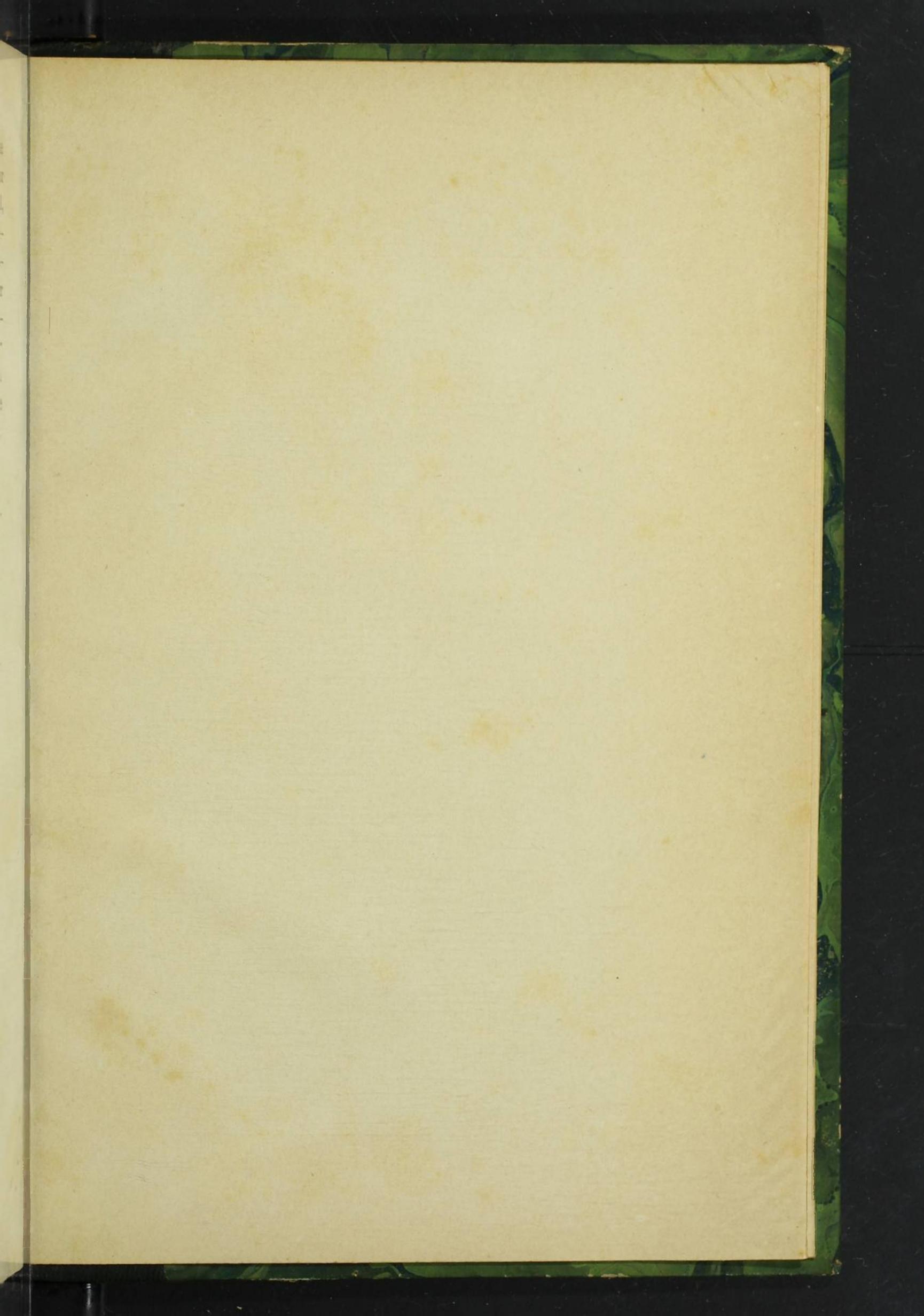
Wenn dieser Satz ernsthaft gemeint ist, so hat auch diesmal der Berg eine Maus geboren. — Seltsam berührt uns das Wort „definitiv,“ da wir denn doch, nach Landesbrauch, in dem Herrn Minister nur den temporären Inhaber eines Ministerportefeuilles erblicken können. — Von der gerühmten Entwicklung der Immigration haben wir nicht viel verspürt, und noch weniger von einer *agrikolischen* Colonisation. Was von Zwischendecks-Passagieren seit einiger Zeit nach Brasilien kommt, reduzirt sich grösstentheils auf Italiener und Portugiesen. — Chinesen als blosse salarirte *Arbeiter* sind natürlich von dem ministeriellen Projecte ausgeschlossen, und wir wissen nicht, in welchem Stadium sich die Kuli-Recrutirung augenblicklich befindet. — Immerhin hat Herr Buarque de Macedo etwas Nützliches bezweckt, und sein Vorschlag enthält nicht zu verachtende Vortheile. Aber das bewusste *Problem* wird damit nicht gelöst, und unsere bisherige Auffassung dessen, was wir unter *deutschen* Colonisationsinteressen verstehen, um kein Jota geändert.

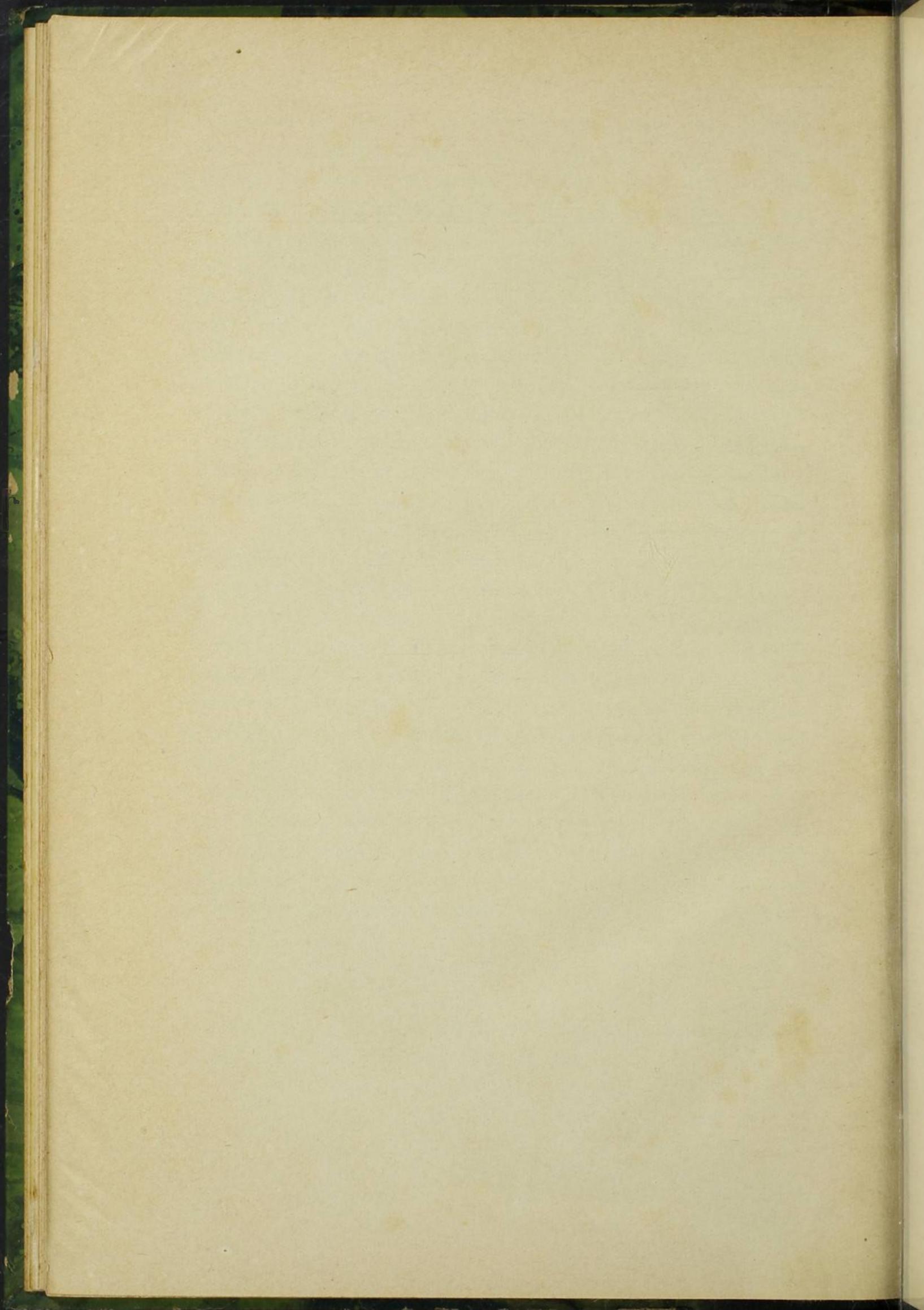
Schönes, in dem immergrünen Frühlingsgewande und mit dem funkelnden Sternen-Diademe wunderbar schönes Brasilien! Ja, du bist gross, doch deine Grösse verdammt dich zu wechselvollen Geschicken; du bist voll innerer Kraft, doch wie vielen deiner

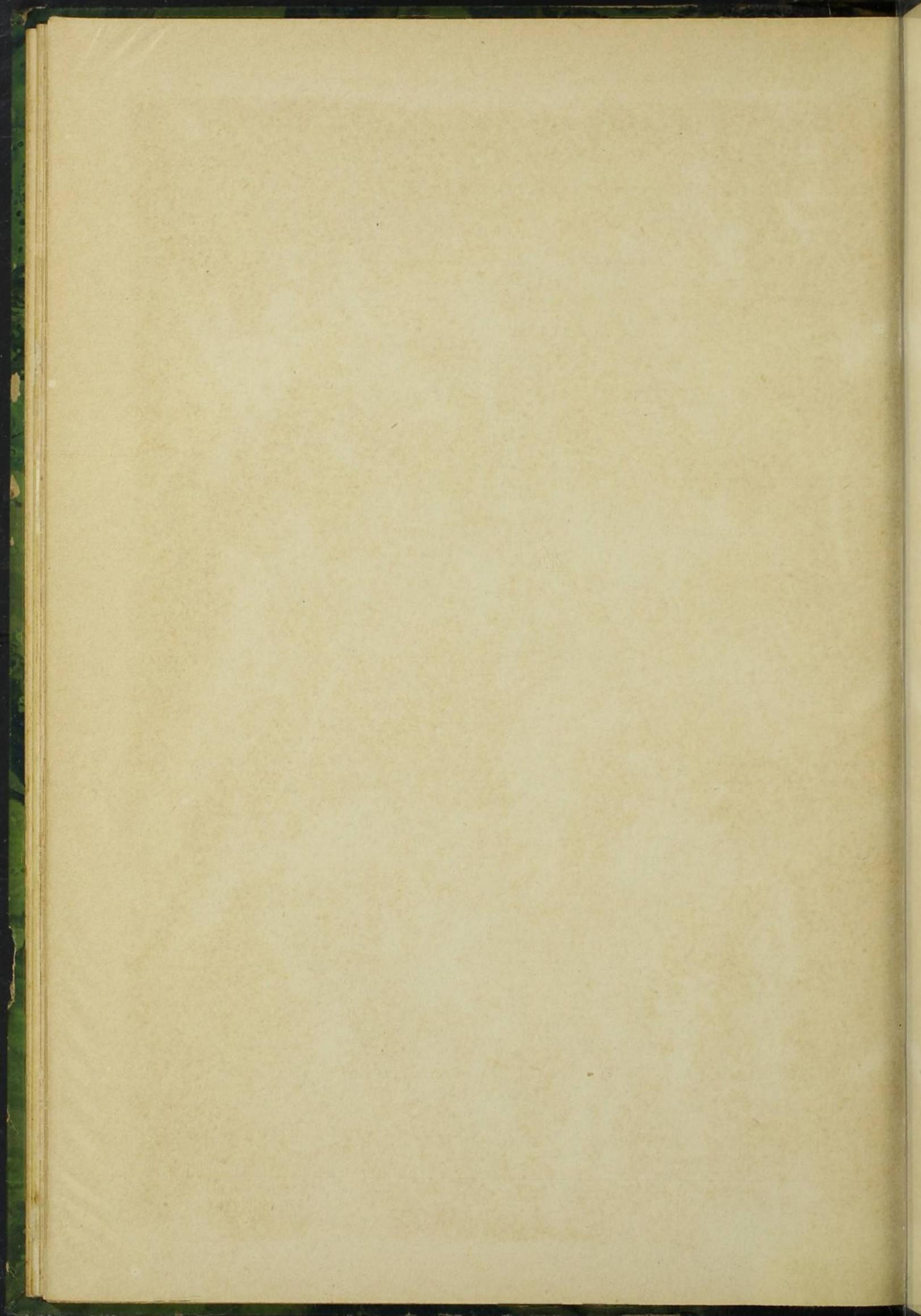
Kinder fehlt das ungefälschte, lebenswarm durch die Adern rollende Blut! Da ist guter Rath theuer. Sei nun der unsrige gut oder schlecht, wir geben ihn umsonst. Wenn man ihn befolgen will, so wird man damit anfangen, kaiserliche Residenz und Central-Regierungsbehörden nach dem Hochlande, in die Provinzen Minas-Geraes oder S. Paulo zu verpflanzen, schon allein wegen der Schwierigkeit, in der glühenden Atmosphäre Rio de Janeiro's jederzeit sein geistiges Gleichgewicht zu bewahren. Aber auch hier heisst es: *Vox clamantis in deserto*. — Eher ginge ein Kameel durch ein Nadelöhr, als dass sich unsere brasilianischen Lycurge tief genug bückten, um der Stimme eines Fremden zu lauschen.

Der Kaiser ist ein constitutioneller Fürst, und für seine Beschlüsse consultirt er die Windrose der öffentlichen Meinung. Seine Stärke beruht weniger auf der politischen Unmündigkeit der Nation, als auf der Eitelkeit jener Patrioten, deren Durst nach Titeln und Orden, nach Prunk und Hoffahrt nur in den Gewässern einer Monarchie gestillt werden kann. Ob Dom Pedro II. je, und bis wie weit er, auf dem Felde der Politik seinen Gefühlen, seinen in der ganzen civilisirten Welt gesammelten Beobachtungen bestimmende Worte verleiht — auch Das wissen wir nicht. Des Kaisers Gedanken sind unerforschlich, sein persönlicher Einfluss, wo er sich in laut werdende Wünsche kleidet, ist unermesslich. Unsere Gedanken sind nicht so tief; wo sie fehl schiessen, hat es nicht viel zu bedeuten, und da wir Land und Leute durch eine Brille betrachten, die nicht für alle Augen geschliffen wurde, so wiederholen wir gerne schon Gesagtes: Gegenwart und Zukunft sind wie ein Kaleidoscop, in welchem jede Menschenhand neue Farbenbildungen zusammenwürfelt.

BERICHTIGUNG.—Auf Seite 95, 7. Zeile von oben, sollte stehen: 400,000 Contos de Reis und nicht 40,000.







010138

